Princeton University Library
32101 066911528

LOERKE

V I N E T A

LIBRARY

OF

PRINCETON UNIVERSITY

Oskar Loerke

Vineta

Erzählung

S. Fischer/Verlag/Berlin

S&Fe

Vineta

Erzählung von

Oskar Loerke

S. Fiſcher, Verlag, Berlin
1907

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Published, February 15, 1907. Privilege of copyright in the United States reserved under the act approved March 3, 1905 by S. Fischer, Verlag, Berlin.

Erstes Kapitel

Als Hermine Johannes gerade am Ostersonntage geboren wurde, vergaß ihr Vater all seinen Ernst und seine Schweigsamkeit, wollte die Sonne wirklich in drei Sprüngen aufgehen gesehen haben und deutete aus der Wichtigkeit des Tages für das Kind alles Glück heraus. Seine gebogene Nase soll nach der Großmutter Behauptung recht anzuschauen gewesen sein wie der Haken eines Ankers, der tief in der Zukunft steckt. Die Mutter zweifelte und sagte ganz leise, daß die bevorzugten Sonntagskinder nur in Märchen zu finden wären. Weil Herr Johannes nun andern Tages krank wurde und bald starb, meinten alte weise Frauen, die von seinem veränderten Wesen bei Hermines Geburt gehört hatten, ihm habe sich der Himmel geöffnet, und dann müsse man dahin.

Aber die Mutter blieb bei ihrem Sinn und stimmte gleich und willig zu, als man sie nach Jahren darauf aufmerksam machen wollte, daß die Augen ihres Kindes trauriger seien als die eines sterbenden Rehes: „So lange sie lebt, war oft Regenwetter; sie hat die Welt zu selten froh und glänzend gesehen.“ Hinter diesen scherzenden Worten prüfte sie sich streng, ob ihr stilles Herz wohl die Ursache der Traurigkeit sein möchte, achtete seitdem

3469
.952
.393
547325

eine Zeitlang ſorgfältig auf alle frohen Stunden Hermines und atmete jedesmal erleichtert auf, wenn eine kam. Watete Hermine mit ihrem älteren Spielgefährten und Getreuen Edwin Maßholder im Waſſer nach Kaulquappen oder ſtürmte mit ihm die Dorfſtraße nach Maikäfern hinab, ja dann waren ihre Augen klarer als die dort hinten in der Sonne gleißenden Scheiben. Und ein Tag kam, da ſtrahlten ſie vollends wie ein Wunder. Eine Komödiantentruppe mit allerhand fremden Tieren zog vorüber. Der Tanzzottelbär und beſonders der Drehorgel ſpielende Elefant gefielen Hermine ſo ſehr, daß ſie mit Edwin den Ausländern bis Abend Gefolgſchaft leiſtete und Frau Katharina, beſorgt um die Tochter, ihre Milch über den Rand der Schüſſeln goß. Schließlich hüpften die beiden kleinen Vagabunden Hand in Hand durch die Tür. Da betrachtete Frau Johannes Hermine und ſagte: „Du haſt doch Augen wie — wie ein —“ „wie ein Sonntagskind,“ ergänzte Edwin altklug. Frau Katharina lachte laut mit den Kindern, und ein abendlicher Lichtſtrom verklärte die blanken Zahngatter der fröhlichen drei, denn eben lugte die Sonne, die ſchon tief im Storchneſte des Scheunendaches ſaß, durch blaue Wolkenſchleier. „Sie ſcheint dich wirklich als Patenkind anzuerkennen,“ nickte Frau Johannes freundlich nach dem roten Viertelkreis hinüber. — Gleichwohl war Hermine faſt alle Tage ihr Sorgen-

kind, und wenn ſie ſolcher kleinen Zufälle einmal gedachte, ſenkte ſich ihr Bitternis in die Seele, weil ſie in ihnen einen Hohn des Schickſals erblickte. Ihr Kind erſchien unter der Dorfjugend durch manche Seltſamkeiten wie ein weißer Rabe unter lauter ſchwarzen. Bei einem Gewitter ſchweifte Hermine herum, während die Mutter ſich ängſtigte, ſtieg bei Nachbaren in die Krone eines hohen Birnbaumes und konnte nicht widerſtehen, in Regen und Donner ein ſüßes Mahl zu halten. Noch ehe das Wetter vorüber war, holte ſie bleich vor Schrecken ihre Geburtstagspfennige, in der Abſicht, die geſtohlenen Früchte zu bezahlen. Zwar hätte ſie ſich entſetzlich gefürchtet, aber die tags zuvor in der Schule gelernte Geſchichte von der Sintflut erproben wollen. Ein andermal beunruhigte ſie nachts die Mutter dadurch, daß ſie ſchlaflos ihr Deckbett wieder und wieder wendete, ſeufzte, ſtöhnte und ſich gebärdete wie eine Kranke. Sie hatte von dem Volksaberglauben gehört, man könne um Mitternacht in den Augen eines einſam heulenden Hofhundes, wenn man ihm die Ohren rückwärts zerre, vorüberſchwirrende Geiſter geſpiegelt erblicken, und ſie ſchwankte, ob ſie einen Verſuch wagen ſollte.

Durch ſolcherlei Eigenheiten ihrer Natur wurde ſie die wahre Urſache der zweiten Heirat ihrer Mutter. Dieſe lernte einen entfernten Verwandten

der befreundeten Familie Maßholder kennen, des Nachbarstädtchens reichsten Kaufmann Dagott. Breit und groß, ungeschlacht und übertrieben langsam in seinen Bewegungen, in seinen Worten von einer gewissen singenden Gutmütigkeit und Weitschweifigkeit, mißfiel er ihr, die in alledem eher das Gegenteil darstellte. Weil er ihr aber freundlich und in Kleinigkeiten mit rührender Gemütlichkeit den Hof machte, ließ sie die Erwägung, ihrer doch schon dreizehnjährigen Tochter die Möglichkeit einer besseren, sichereren Erziehung, den Eintritt in einen weiteren, lichteren Kreis zu öffnen, den Ausschlag geben und beschloß ihn zu ehelichen. Sie machte sich den Gedanken der Übersiedelung in die bequemere Stadt vertraut und lieb und wäre schließlich nur ungern in der Einsamkeit geblieben. Trotzdem zwang ihre ehrliche Natur sie, Dagott vorher zu gestehen, warum hauptsächlich sie die Ehe einzugehen bereit sein würde. Als nun Dagott mit täppischer Liebenswürdigkeit, mit Hand- und Stirnküssen sich unermüdlich um Hermine drehte und bei dieser zu der Mutter Ärger von Anfang an auf ein kalt verwundertes, abweisendes Benehmen stieß, gewann ihn Frau Katharina aus Mitleid darüber und befreit durch ihr Geständnis wirklich lieb und schloß bald den Bund.

An einem Wintertage wurde ihre ganze Habe aus dem Dörfchen gefahren, und nicht lange vor

der Dämmerung erſchien Dagott im ſtattlichen Schlitten, ſie ſelbſt ſamt Hermine in die neue Heimſtatt zu holen. Während er im Pelz in ihrer leeren Stube ſtand, zweifelte ſie doch wieder, ob er ihr zum Gemahl tauge und Hermine zum Stiefvater. Die Bequemlichkeit ihrer Wohnung war verſchwunden, und lenkte bisher mancher Gegenſtand mit Erinnerungen an vergangene ſchöne Tage oder angenehme Gewohnheiten ab, ſo verſammelten ſich jetzt alle Gedanken auf Dagott. Er lächelte immer wieder kopfnickend Hermine an.

Seine Augen, klein, rund und wäſſerig hell, ſchielten ein wenig und ſchienen nicht in die Weite dringen zu können. Sie ſahen vielmehr aus, als hielte ein blanker Knopf an der Uniform eines Hampelmannes, welcher zwei Schritte vor ihnen ſchwebte, ſie immerwährend drollig gebannt. In Abſtänden flackerte in ihnen etwas Geheimnisvolles auf, das dann die niedrige Stirn in ſanfte Falten zog, vor der weitgeſpannten, ſeltſam platten Wölbung des kahlen Schädels und ihrer dumpfen Regloſigkeit Halt machend. Das graue, ſauber beſchnittene Bartgekräuſel an den Wangen, ſchräg bis über das Kinn geſtreckt, doch dieſes ſelbſt freilaſſend, gab dem Geſicht etwas Dreieckiges, und all ſein freudiger Ausdruck ſchien naiv durch einen Moosrahmen zu gucken.

Hermine wollte gar nicht Vater zu dieſem Manne

ſagen und begriff nicht, wie ihre Mutter, die ſolche zierliche Geſtalt, ſolch ſchmales Köpfchen voll ſchönem Braunhaar, ſolch kleines Kinn beſaß, an ſeinem Arm zum Schlitten ſchreiten konnte. Sie mußte erſt dreimal angerufen werden, ehe ſie auch auf dem Polſter Platz nahm. Ein großer buntgeſtreifter Ball, den ſie noch im Händchen hielt, fiel beim Anziehen der Pferde herunter und blieb einſam auf dem Hofe liegen. Dagott war ſchuld daran, daß er fiel; warum peitſchte er! Ein Haßgefühl fuhr in ihr hoch wie ziſchender Waſſerdampf.

Dann pfiff der Wind von der Seite und ſchlug mit lahmen unſichtbaren Flügeln ins Geſicht, und dazu ſchallten die Meſſingglocken auf den Pferderücken, gleichmäßig, ununterbrochen, einlullend.

Hermine gähnte und ſchloß ihre Augen. Sie fühlte ſich zwar müde, weil in der vorigen Nacht der Hauskater nicht ruhig auf ihrem Kopfkiſſen liegen wollte, ſchlief aber nicht. Dazu war es zu kühl, und außerdem wollte ſie hören, was die beiden großen Leute, zwiſchen denen ſie ſaß, erzählen würden. Aber ſie mußte lange warten, wurde verdrießlich und dichtete vor Langeweile Dagott ſo viele Narrheiten an, daß ſie die Naſe rümpfte und ihn mit der Zunge anzublecken Luſt verſpürte. Oberhalb der Handſchuhe wurden ihre Gelenke von den weichen Haaren der Schlittendecke berührt, und bei jeder Schwankung des Gefährtes fuhr ihr Kopf

entweder nach rechts gegen den Pelzkragen der Mutter oder nach links gegen den des neuen Vaters, den ihre Schläfe noch gerade erreichte. Auch wenn ſie die Füße vorſtreckte, fühlte es ſich weich an. Weil der Wind manchmal ſchneidend dahergefahren kam, ärgerte ſie jedesmal die ſeidige Berührung, die dazu nicht paſſen wollte: prallte ſie gegen Dagott, grollte ſie ihm, weil ſie neben ihm ſitzen und hinausjagen mußte, ſchwankte ſie gegen die Mutter, zürnte ſie dieſer, daß ſie mit Dagott fuhr. Dabei ſchied ſie nicht ungern von ihrem Heimatdörfchen. Was ſie dort beſeſſen, vermißte ſie vor Erwartung des zukünftigen Neuen noch nicht. Nur konnte dieſe Erwartung ſich nicht freudig in ihr ausbreiten, und als Dagott zu erzählen begann, wie ſich das Leben drinnen in der Stadt geſtalten würde, horchte ſie zwar auf, ließ jedoch die Augen mit einem Reſte von Gleichgiltigkeit geſchloſſen und kniff ſie bisweilen unter leiſer Schmerzempfindung feſter zu. Den warmen Ofen, der jetzt nach der Fahrt die Stube behaglich machen würde, konnte ſie ſich nicht anders als plump, aus ſtumpfbraunen Kacheln geſetzt, mehr breit als hoch und angefüllt mit einem Berge dicker, ſtinkender und qualmender Kohlenblöcke vorſtellen, — weil dieſer Mann davon erzählte. Als er ſchwieg, öffnete ſie einen Augenblick die Wimpern. Doch Dagott redete weiter von dem jungen Lehrer Karp, der ihnen ein Abendbrot warmhalten würde,

da die Aufwärterin ſchon früh zu ihrem kleinen Kinde gehen müßte. Karp wirtſchafte einmal gern in der Küche, wie er ſchon als Knabe getan, und wiſſe idylliſche Erinnerungen aus ſeiner Kindheit mit großer Herzlichkeit vorzutragen. Darum ſei er trotz des Altersunterſchiedes Dagotts Freund geworden. Im übrigen — Karp ſchweige am liebſten. Er ſolle Hermine wie geſagt Privatunterricht erteilen, zuſammen mit Eliſabeth, der Tochter des Bürgermeiſters Pfeiffer, und werde gewiß ihr beſter Lehrer ſein. Sobald Hermine ihren Namen ausſprechen hörte, fühlte ſie Dagott ſich ihr zuwenden, und richtig verlangte er wieder, wie ſo oft, einen Kuß von ihr. Es zuckte ihr einen Augenblick in den Lidern, dann öffneten ſie ſich gegen ihren Willen, gerade als ſie überlegte, ob ſie ſich ſchlafend ſtellen ſollte. Bei dem widrigen Kuſſe kam es wieder zu der weichen Berührung mit dem Pelze, und diesmal drückte er ſich eifig an die Wange. Sofort ſchloß Hermine wieder ihre Augen, nun mit Abſicht und trotzigem Geſichte. Sie wünſchte, jemand möchte es wahrnehmen und fragen, ob ſie böſe ſei. Sie biß die Zähne aufeinander und ſtemmte die Füße gegen die Vorderwand des Schlittens. Wenn die Schuhe ſo feſt und andauernd nach vorn gedrückt wurden, war von der weichen Decke nichts zu ſpüren. Nach einer Weile flüſterte Dagott: „Pſt! Sie ſchläft!“ In Hermines Seele wurde

es ganz kalt, aber ihr Herz ſchlug heftiger. Einige Krähenſchreie drangen an ihr Ohr. Sie ſuchte ſich den Lehrer Karp vorzuſtellen, der ihnen das Eſſen warmhielt, ſah aber nur zwei ſehr blanke, große Stiefelſpitzen unter weißer Küchenſchürze hervorleuchten, während ſich das Geſicht nicht enthüllen wollte. Gewiß würde er ihr ein ſehr guter Lehrer ſein, bloß, daß er mit Dagott verkehrte, war unrecht. Dann ſaß er vor ihr, hielt eine pechſchwarze Schiefertafel auf ſeiner Schürze im Schoß und rechnete mit nachdenklichem Geſicht, den Stift in milchzarter Hand, eine Aufgabe nach. Ja, dieſe ſinnenden Augen und dieſen dunklen Vollbart würde er haben. Sie wollte auch lieber als auf der Dorfſchule zum Unterricht gehen. So rückte eben ihre trotzig-kalte Stimmung in einem etwas wärmeren wehmütigen Sichbeſcheiden zuſammen, als Dagott wiederum etwas flüſterte, das ihr klang: „ß — ß — ß — die Stadt!“ Sie öffnete erſchrocken die Augen und war ſchon ſo ſchläfrig geworden, daß ſie das Schließen derſelben vergaß. Aber der Haß gegen Dagott, den ſie nun nicht mehr beachtete, ſaß breit in ihr und verſchlang den Keim jeder anderen Empfindung.

Da lag die Stadt in geräumigem Keſſeltal, düſter gegen das Schneefeld und den grauwolkigen Himmel abgehoben. Die dunklen Maſſen floſſen ineinander über. Das Ganze ſah Hermine aus

wie ein großer Mantel, der über einen eckigen Gegenstand hingebreitet ist und durch den sich viele Messer steif in die Höhe gebohrt haben. Diese Erhebungen waren die durch die Gärten zahlreich zerstreuten Pappeln und der Kirchturm. Und der dunkle doppelte See starrte unten im Osten wie ein großer, bis an den Rand versenkter Paartopf voll geronnenem Blut. Hermine hatte bisher erst zwei, nach der entgegengesetzten Richtung gelegene Nachbarstädte ihres Geburtsdorfes kennen gelernt, die ihr gar wohl gefielen. Der Anblick dieser beklemmte. Sie konnte sich hier nur ein gedrücktes Leben erwarten unter Leuten nach dem Bilde und der Weise Dagotts.

In Wirklichkeit aber waren hier zum größten Teil frohe, gesunde und fleißige Menschen ansässig, manchmal ländlichen Sitten noch angenähert. Viele Behörden und Beamte gab es nicht; in jedem Jahre wurden nur wenige Gerichtstage von auswärtigen Richtern abgehalten. Am Ostrande, ein wenig außerhalb, hatten noch viele Ackerbürger ihre Scheunen und Stallungen, und in jenem schwarzen See gab es Sommers wohl auch heitere Spiele, wenn etwa Kahnfahrer von den in die Schwemme gerittenen Pferden angepruſtet und von übermütigen Knechten bespritzt wurden.

Als die drei in die Stadt einfuhren, begann es zu schneien. Aber der Wind zerstörte allen

Frieden rieselnder, schwebender Flocken. Es war auch schon dämmerig geworden, und Hermine konnte nur mit Anstrengung verfolgen, wie diese schneeigen Motten herumwirbelten und auf roten Dächern und an Mauern in schwarze Sterne versprangen. Einige Zeit darauf hafteten ihre Augen überall kälter, doch länger auf nassen, angedunkelten Flächen. Zwei gebukelte Fenster schoben sich wie große müde Glotzaugen durch den grauweißen, wehenden Schleier. Ein leiser Flor schien um alle Gegenstände gewickelt, selbst um die Leiber der langsam ausgreifenden Pferde. Die acht Beine spielten in zuckender Verwirrung durcheinander wie in einem Netze. Die Schellen klangen ungleichmäßiger, mindestens wesentlich lauter als auf dem freien Felde, und manchmal schien es, als weckten sie ein Echo. Hermine glaubte auf einem Schornstein, der, von halbkreisförmig gebogenem Blech wie von einer Nonnenkapuze überwölbt, seltsame Rauchkringel ausströmte, eine geduckte Gestalt zu sehen, die ebenfalls ein Geläut in Händen hielt, mit dem zahnlosen Kopfe wackelte und schließlich im Rauche dem Schlitten nachgeschwebt kam. Sie seufzte.

Die ersten Straßen waren leer, nur lief ein langhaariger Hund vor den Ankömmlingen über das Pflaster, sah sich beinahe scheu nach ihnen um und bellte nicht einmal. Manche Quergäßchen

waren hügelig angelegt, ihre kleinen Häuser unregelmäßig gebaut. Ziemlich viele schattige Winkel ließen ein phantastisches Aussehen des Städtchens ahnen, wider alle Wirklichkeit. Hermine erquälte sich ein häßliches Bild, da ihr in der Ermüdung die alte Heimat nun schon verklärt aufstieg, die diesen neuen Ort durchstöbernden Flocken hingegen wie kleine eisige Hände über die Backen fuhren und das ungewisse Licht wirklich allen Reiz verdrängte. Bei vielen Häusern standen Bäume; deren Äste falteten sich manchmal wie lange, hagere, schwarze Finger über niederen Dächern. Und die vielen Pappeln in den Gärten starrten wie schlanke Riesen, die ihre Hände eng an die Beine drücken und unheimlich in den leise zischenden Wind hinaushorchen.

War aber auch das dort nur erfabelt? Auf dem Dache eines Hauses am Kirchhofe huschte eine dunkle, anscheinend männliche Gestalt mit einer Laterne in der Hand krumm dahin. Hermine erschrak. Dagott erklärte heiser: „Das ist der Totengräber Grelert. Er hat sich da oben einen Taubenschlag angelegt und geht nachsehen, ob alles zur Nachtruhe in Ordnung ist. — Der sonderbare Kauz ist ja beinahe unser Nachbar."

Hermine war froh, daß sie wirklich gleich absteigen durfte. Mit welchen Menschen sollte sie doch zusammen wohnen! In der vorigen Gasse hatte

ſie aus einem dunklen Hausflur hadernde Kinderſtimmen und das ſchrill ritzende Auskratzen einer Bratpfanne gehört, hinter einem matt erleuchteten Fenſter einen unförmigen, ſchreienden und zappelnden Säugling in den Armen eines Greiſes, der mit ſchiefem, zitterndem Munde zu ſingen ſchien, geſehen. Sie ſtrich ſich mit der Hand über das Antlitz und fröſtelte.

Da erſchien Lehrer Karp in der Haustür. Er lächelte zwar, ſchien aber ebenfalls unter den Kleidern zu zittern, obgleich er wohl aus warmem Zimmer kam. Dieſer Widerſpruch erfüllte Hermine mit ungewiſſer Furcht.

Karp ſtellte ſich der Frau Dagott, noch immer lächelnd, vor, wobei ihm die Stimme ausglitt und in die Höhe fuhr, begrüßte dann alle drei mit einem vorſichtigen Händedruck und ſchritt ihnen unter mehrmaligem Willkommenwunſch durch den Korridor nach, im Dunkeln recht unverhohlen zitternd. Er hatte nämlich die neu angekommenen Möbel in der abgelegenſten winterkalten Stube etwas beiſeite gerückt; dabei waren ihm einige Begrüßungsreime durch den Kopf gegangen; da nahm er die Tiſche feſter vor den Bauch und ſchleppte, bis ſie fertig waren. Mit verklammten Händen hatte er ſie vor einigen Minuten auf kleine Blättchen geſchrieben, in die Teller des in der Staatsſtube gedeckten Tiſches gelegt, wiederholt betrachtet und

ſauber der Mitte zugezupft, ſchließlich aber, als der Schlitten draußen vorfuhr, doch ſchnell in der Taſche verborgen. Sogar die Betten im Schlafzimmer aufzudecken, hatte er nicht unterlaſſen.

Im warmen Zimmer begann man ſich lebhaft zu unterhalten. Dagott hob ſtrahlend die linke Hand ſeiner Frau hoch, machte einige Walzerſchritte, daß ſein pelzgepolſtertes breites Kreuz hin und her kippte wie ein ungeheurer Entenleib, und ſang: „Nun ſind wir da — jahaha!“ Karp erwärmte ſich wieder und wurde einmal geſprächig, auch Frau Dagotts Stimme fiel oft ein.

Nur Hermine war ſtill. Sie träumte und wollte träumen. Düſtere Pappeln, ſtrenge Häuſer umgaben ſie und ein kalter Himmel. Warum war es hier drinnen nicht ebenſo? Warum hatte ſie ſich dies alles anders vorgeſtellt? Zwar traut war es ſo nicht, viel zu groß gähnte das Zimmer, ſehr dämmerig leuchtete die Lampe. Dieſe Uhr ſchlug nicht wie andere, ſondern fragte mit hartem Ton immerzu: ja? ja? ja? ja?

Hinter ihr ſtand Zitterlehrer Karp im Geſpräch — mit trocken-feiſten Backen und hellen Haaren. Er hatte weder Bart noch ſinnende Augen und ſprach mit dünner, gedehnter Mäuschenſtimme. Nur ſelten wurde dieſe Stimme kräftiger, und den dann entſtehenden Laut hatte Hermine beim Tiſchler gehört,

wenn er mit ſeinem Hobel einen recht langen Schnörkelſpan abſchnitt. Was ſollte ſie bei Karp? Laufen, ganz ſchnell, ganz, ganz ſchnell bis zum Dorfe, wo die Hobelbank ſtand und Edwin Maßholder vielleicht davor!

Bei ſolchen Gedanken, mit den Tränen kämpfend, ſah ſie Karp an. Sie erſchien ihm ſchüchtern, und er wollte ihr wohlwollend die Befangenheit nehmen. Er ſagte, in den Kniekehlen freundlich wiegend: „Alſo du biſt meine künftige Schülerin?“ Sie ſchüttelte erſt mit dem Kopfe, nickte dann aber ſchnell und betroffen. Er ſchwieg ein Weilchen, während die beiden anderen Hermine zu ihrer Pein muſterten, und fragte dann mit ſcharfer Betonung des erſten Wortes: „Leſen kannſt du doch ſchon?“ Hermine hatte wieder die Vorſtellung eines geſchneckt emporfahrenden Hobelſpans und antwortete nicht. „Wir wollen gleich einmal ſehen,“ ſagte Karp und hob das ‚ſehen‘ nachdrücklich hervor. Dabei faßte er die ſcheue Hermine bei der Hand. „Ich habe einen Einfall, Herr Dagott,“ lachte er. Hermine errötete über und über, als ſie angerührt wurde. Ein ätzendes Brennen quälte ſie irgendwo. Jedes Wort war ihr wie das Hineinrufen in einen ſüßen, wenn auch ſchaurigen Traum. Sie wollte doch träumen, warum ließ man ſie nicht! Karp ging mit ihr ſchnell vor die Tür. Warum wurde ſie herausgeriſſen, abgeführt? Ja, ja, ſie mußte beinahe

laufen und jeder Schritt verwundete ſie mehr. Sie kniff die Lippen rund. O, da kamen die beiden anderen auch nachgeſchritten, wie um ihre Schmach zu ſehen. Sie wollte ſich losreißen, aber wie war es draußen dunkel! Es ſchneite noch; es kraute ihr geſpenſtiſch im Haar, an Ohr und Hals. Sie ſchüttelte ſich. Nun überfiel es ſie erſt recht wie ein ödes Erwachen. Sie ſah ſich taumelnd den Flur, wo man vor Dunkel faſt blind wurde, herablaufen, an dieſer Hand, die ſie hier ſo feſthielt. Sie bedauerte ſich. Karp fragte gelinde: „Nun, mein Kind, was ſteht dort?“ Von grünlicher Laterne ſchwach beleuchtet, hing wie ein klotziger Spiegel ein Firmenſchild am Hauſe, ſchwarz gelackt und mit großen, dicken Goldbuchſtaben bemalt. Hermine las willenlos rauh: „Benjamin Salomon Dagott. Chriſtliches Tuchwarengeſchäft.“ „Ja,“ lächelte Karp ſüß, und Hermine ſah ihn lange ſchwer an, mochte auch eine Flocke an die Wimper fliegen und ſie zudrücken wollen. Karp legte ſeine freie linke Hand in langſamem Bogen ſanft auf die ihre und fuhr fort, ſie wieder zurückführend, wobei die Eltern ſchlürfend vorangingen: „Weißt du, was du da vorgeleſen haſt? — Hier iſt meine ſüße Heimat.“ Minutenlang lächelte er breit und dumm. Hermine hatte nur den Schall, nicht den Sinn der letzten Worte vernommen und dachte tief beleidigt: nun werde ich ſterben! Dieſes Ge-

fühl und ein Seifengeruch am Lehrer erquickten ſie etwas. Ihr Ohr klang.

„Da wir im Anſehen ſind," lachte Dagott, beugte ſich ſteif, die Ferſen ſchließend, und kniff ſie dabei in die Naſe, „wollen wir ſchnell mit dir das ganze Haus durchgehen." Sie ſtrauchelte nun (halb abſichtlich) über mehrere Schwellen wie zum Tode und mußte in unheimlich ſtille Zimmer ſehen. Die ganze Zeit fühlte ſie ihre Hand noch gefaßt, die doch längſt frei herabhing, und ſpürte Schnee in die Haare fallen, die ſich ſtellenweiſe etwas juckend aufzurichten ſchienen. Auch die Treppe mußte ſie hinaufgehen und wurde in einen großen Raum geführt, wo viele alte Waffen an den Wänden auf ihren Schatten ſchliefen. Dort ſollte ſie ſpäter hauſen. O, wie ſehr wollte ſie dann weinen!

„Aber nun ſchnell eſſen!" mahnte Dagott. Man ſetzte ſich um den Abendbrottiſch.

Hermine verwunderte ſich über das Würzige und Schmackhafte in den Speiſen. Sie wurde aber die Bilder der Schlittenfahrt nicht los. Da keine wirkliche Grundlage ſie unterſtützte, veränderten ſie ſich weiter ins Düſtere und führten Hermine tiefer in wehes Staunen. Sie ſah dabei ihre Nachbarn lange mit verlorenem Blicke der großen dunklen Augen an. Man kam eifrig ins Geſpräch und ſcherzte viel. Sie konnte es nicht begreifen: ſie war allein. Aber wenn man ſie anſah, verzog ſie

auch den Mund zum Lachen. Selbſt die Mutter war heute ſo geſprächig; warum nur? In ihr ſcholl plötzlich im grell leiernden Schulſtubenton der Choral: Wenn ich einmal ſoll ſcheiden. Die Geſichter und Bewegungen der Anweſenden wurden ihr unverſtändlich, ſie entbehrten jeden Sinnes, wie die großer Gelenkpuppen; das Lachen war das aufgemalte, irrſinnige Puppenlachen. Beſchäftigt, etwas auseinanderzuſetzen, heftete Dagott den Blick auf ſie: nun mußte er doch wahrnehmen, daß ſie ſich fürchtete? Nein, er ſah wieder weg und pfiff gar eine luſtige Figur. O! — O! — Sie erhob ſich leiſe und ſagte mit ſo ſchwärmeriſcher, weltferner Verſunkenheit und vor Tränen blinden Augen: „Mutter, ich möchte ſchlafen gehen," daß alle erſchraken. Frau Katharina legte die Hände vor das geſenkte Geſicht, Dagott ſtand auf und fragte, wie mit dem Beſen geſcheucht, trocken: „Was iſt denn?" Karp flüſterte in die Lampe: „Das iſt nicht Heimweh."

Die Mutter führte Hermine in die Schlafſtube, wo das Kind noch allerhand Haß, Verachtung und Schwermut wie Wackenſteine in ſich herumwälzte und oft gewaltſam keuchte, ehe ſein Atmen friedlich tönend gleich dem letzten Echo erlöſender Träume auf- und abſtieg.

Die Tür anlehnend, ſagte Frau Katharina: „Sie iſt ein Maulwurf, der ſich ſchwarze Gänge gräbt,

wohl ab und zu ein Stückchen in der Sonne läuft, doch dann wieder ins Dunkle taucht. Ich habe sie drüben nicht ändern können. Hoffentlich ziehen wir drei sie hier für immer ins Licht."

Sie redeten noch lange über Hermine, und ihre Schatten schlüpften durch die langsam aufknarrende Tür über das Bett der Schlummernden.

Zweites Kapitel

Bald konnte sich Frau Dagott freuen, daß Hermine wirklich ihr düsteres Wesen abzulegen schien. Der Maulwurf fand in Elisabeth Pfeiffer ein Hermelin, mit dem er die ganzen Tage in der Sonne lief. Es begann eine Zeit, in der das ernste, plumpe Kaufmannshaus am Marktplatz und der große Garten dahinter vom heitersten und herzlichsten Kinderlachen widerhallte. Am Morgen, ehe Lehrer Karp in die Schule mußte, und nachmittags, wenn er frei war, kamen die beiden Mädchen in die große Oberstube gestürmt zum Privatunterricht und blieben nach den Stunden zum Geschichtenerzählen zusammen und zum Spiel mit den alten, auf Dagott durch viele Geschlechter vererbten Waffen, die man im Hause nicht schicklicher hatte unterbringen können. Frau Katharina hielt Karp für einen trefflichen Lehrer, weil just die zwei von ihm unterrichteten Mädchen so traulich zusammenhielten und alle ihre Lust beieinander fanden, während wenigstens Hermine sich an eine andere Altersgenossin überhaupt nicht anschloß. Karp mußte darum nun täglich am Mittagsmahle der Dagottschen Familie teilnehmen. — Auch ihrem oft wenngleich gezwungen heiteren Manne wußte sie klüglich ein Stückchen Einfluß zuzuteilen, und sie lebte halbwegs zufrieden, obwohl die Ehe von

manchem kleinen Zwiſte durchbrochen wurde. Sie hatte eben eine andere Natur als ihr Mann und hoffte eine innigere Vereinigung, wenn das Kind, das ſie unter dem Herzen ſpürte, eine Hand um ihren Hals und eine um den des Vaters legen könnte. Ganz glücklich hatte ſie mit ihrem erſten Manne, in dem ihr viel von Hermines Weſen, nur gut verſtaut, gelegen zu haben ſchien, auch nicht gelebt, und der Wunſch, die Tochter ins Mildere zu lenken, war ja erfüllt.

Oder? Manchmal am Abend, wenn der Mond recht groß und klar über zwei Scheiben lag, wagte ſie zu zweifeln und zu ſorgen, denn aus dem Verkehre mit der Tochter wehte ſie leicht eine unerklärliche augenblickliche Kälte an. Hermine ſchien Scheu zu haben ſich hinzugeben.

Wirklich fühlte ſich Hermine in ihrem jetzigen Kreiſe oft abgeſtoßen. Trotz ihrer Freundſchaft mit Eliſabeth waren in ihr die leidenſchaftlich verworrenen Empfindungen des Einzugsabends nicht untergegangen. Zwar erſchien ihr ſchon am nächſten Tage alles anders, als ſie es anfangs gefaßt, aber ſie empfand jedesmal einen angenehmen Reiz, wenn ſie daran zurück dachte. Sie wußte eine Sage von einer Prinzeſſin, die alle Mitternacht ihr Käſtchen öffnete und kniend die blutroten Steine und die Schierlingsſiegel an ihren

vielen Ringen herzte. So ging es ihr. Nun wünſchte ſie zwar keineswegs, wieder etwas zu erleben, das ihr Gemüt ähnlich in Düſternis hüllte: unbewußt beſchwor ihre Seele immerfort Schatten, und die Welt, in der ſie damals gebangt, umgab ſie darum auch jetzt, wenngleich blaſſer. Sie wehrte leiſe noch immer alles ab, was ſie am erſten Abend abgelehnt hatte, nur daß es damals, je neuer und unerwarteter es ſie umringte, um ſo viel heftiger geſchah. Nichts liebte ſie, nicht Mutter und Stiefvater, nicht ihren Lehrer, nicht ihre Stadt und deren Bewohnerſchaft, nur die einzige Eliſabeth.

Eliſabeth war ſanfter als Hermine und ſchien beſtimmt, nichts als Einflüſſe zu empfangen. Ihr Gemüt bewegte ſich ätheriſch weich, und weil alles, was auf dasſelbe wirkte, immer aus einer Tiefe widerſtrahlte, machte es den Eindruck der Unergründlichkeit. Ein Himmel, der eine weiße Mittagsſonne aufnimmt oder eine rote Abendſonne oder den blauen Mond oder die gelben Flimmerpunkte des Schwans und des Bären und ſeine Farbe nach ihrer Leuchtkraft wechſelt vom Blau der Alpenroſe zum Blau des Indigos und zum Schwarzblau der Waldbeeren — ein Gleichnis ihrer Freundſchaft.

Wie eine ſchenkende Stellung zu einem Menſchen ſo koſtbar in Hermine zu ſein ſchien, verwahrte ſie ſich gegen andere durch Verſchmähen und heftete

ihre Abneigung am feſteſten an die, welche ſie am wenigſten lieben konnte. Wenn ihre Mutter ſchon fühlte, daß ſie ſich hinzugeben fürchtete, ſo blieb Hermine ihr gegenüber doch ruhig, wogegen es ſie in Gegenwart Dagotts oder Karps wie eine Ahnung durchzitterte, daß ſie ſich behüten müßte, und ihr Taſten ruhte nicht, bis ſie an ihnen etwas zum Abweiſen, Fürchten, Verachten fand. Doch geſchah das jenſeits aller Gedanken, und ſie blieb freundlich, wenn ſie ſich etwa über eine Grimaſſe Dagotts erregte: ſie hatte ja Eliſabeth und empfand eine gewiſſe Schadenfreude, als wüßte ſie, daß ein Licht um ſo heller ſtrahlt, je tiefer ringsum die Nacht iſt. Der manchmal arg hervortretende Ehezwiſt ihrer Eltern, ein heftiger Wortwechſel, ein Schweigen zwiſchen Mann und Frau brachte auch ihr Unbehagen, aber ſie trug es gleichgiltig.

Karp lernte ſie wenig kennen. Sein Unterricht war ſachlich, aber langweilig. So berührte ſie zunächſt die Eintönigkeit ſeiner Lehrweiſe. Sonſt war er ſchweigſam. Immer ſchien er wehmütig, und doch lächelte er faſt immer. Dieſer Zwieſpalt pflegte eine gewiſſermaßen zärtliche Abneigung groß. Hermine glaubte ihn krank. „Sieh, Eliſabeth,“ ſagte ſie, „ſieh ſeine Handgelenke. Lauter blaue Adern ſchimmern dort durch. Ein Tagelöhner auf dem Lande hat mir erzählt, in blauen Adern fließt

krankes Blut. Auch an den Schläfen sitzen ihm bläuliche Ästchen. Ich fühle, seine Krankheit tut ihm weh, aber doch ist er dick und lacht.“ Mit mitleidigem Unbehagen krochen ihre Blicke unter seine Manschetten. Sie ließ sich nicht gern von dem kranken Manne unterrichten und, weil Elisabeth dabei war, doch wieder gern.

Außerdem knüpften sich an ihn leicht Empfindungen, die ihr die Leute außerhalb des Hauses gleichgiltig machten. Mit den Erwachsenen hatte sie ohnehin vorderhand nichts zu schaffen, und die Schulkinder, mit denen sie beim Konfirmandenunterricht in demselben Saale saß, gehörten Karps Schule an. Das leise Widerstreben gegen diesen regte sich bei ihrem Anblick als willkommene Verstärkung des Nachlebens jener abendlichen Ankunft, so daß sie noch immer mit einer sonderlichen Art Menschen leben zu müssen wähnte: der singende Greis, die schreienden Buben zeigten sich manchmal in wollustvollen Seelentiefen, ebenso der Totengräber Grelert.

Dieser letztere mußte auch wohl dazu dienen, der Stadt selbst einige der Schauer wiederzugeben, die sie im Schneeflockenmantel unheimlich belebt hatten. Er war abends noch immer auf dem Dache zu sehen, wie er mit der Laterne nach seinem Taubenschlage lief. Hermine konnte ihn aus einem Fenster ihres großen Zimmers beobachten. Auch

hörte ſie beim Unterricht, ſchon abgeſpannt oder durch die Gegenwart Karps im Lebensgefühl beſchränkt, ſeine Tauben die Flügel ſchlagen, ähnlich, als ſchlüge jemand dünne Bretter oder gar Totengebeine aufeinander.

Ihr eigenes Zimmer, mit ſolcherlei Empfindungen betrachtet, empfing ſo ſein verborgen wirkendes Geheimnis.

Die Pappeln aber umwob in Bälde der größte Reiz. Grelert, in jüngeren Jahren Glöckner, hatte ſeiner Tochter, die ihm durch Unvorſichtigkeit hoch im Kirchturm von den geläuteten Glocken erſchlagen worden war, eine Pappel als Denkmal ans Grab gepflanzt und ließ ſich durch ſie an den Unglücksturm erinnern. Daran mußte Hermine oft denken und wurde von Winden oder Vögeln oder den Lichtverwandlungen, von Winter und Sommer, von Nebel und Nacht in den hohen Stämmen auf die verſchiedenſte Weiſe gerührt, manchmal zu wehen Träumen, manchmal ſelbſt zu wehen Tränen. In ſeltſam geformten Zweigen fand ſie Tier- und Spukgeſtalten gebildet und erſchrak eines Abends tief über den Erlkönig: ſie und Eliſabeth begehrten auch ſolche Denkmale ans Grab, wenn ſie ſtürben.

So half der Totengräber den erſten geiſterhaften Eindruck der Stadt in ihr wieder mehr und mehr heben. Darum und weil er ihr oftmals auffällig nachblickte, war ein unheimliches Sehnen in ihr,

ihn kennen zu lernen. Er war unter den Leuten als Sonderling berufen. Niemand kannte ihn recht, da er zurückgezogen lebte und, soviele freie Zeit er erübrigte, mit Stuhlflechten und Topfbestricken außerhalb einen Spargroschen erwarb. Es sollte in seinem Leben etwas Dunkles geben. Dagott wußte darüber nichts, gab aber vor unterrichtet zu sein und es Hermine nur nicht verraten zu wollen. Er war plump, so daß Hermine ihn durchschaute, drob mehr verachtete und Grelert mehr lieb gewann. Mit Elisabeth spann sie düster bunte Sagen über ihn aus. Sie wollte hingehen.

Er hauste ganz allein in seiner Kate am Kirchhof. Dadurch hatte er wieder etwas Abschreckendes. Er sollte häufig noch tief in der Nacht durch seine Klause rumoren und den Fußboden scheuern, denn man sagte ihm peinliche Sauberkeit nach. Man hatte ihn auch so spät noch hämmern hören und behauptete, er ziehe beim Reinigen der Wohnung sämtliche Nägel aus der Wand, putze sie blitzblank und klopfe sie dann wieder in ihre Löcher.

Während Hermine überlegte, unter welchem Vorwande sie den Totengräber aufsuchen könnte, wurde ihr eine Schwester geboren, und das Vorhaben unterblieb. Dagott belegte das Kind mit einem biblischen Namen, weil diese Sitte in seiner Familie seit Urzeiten üblich sei. Er nannte das kleine Mädchen Ruth. Fünf Wochen verstrichen

Hermine in ſtaunender Betrachtung des jungen Lebens, dann dachte ſie wieder an Grelert.

Sie beratſchlagte nochmals mit Eliſabeth, wie ein Beſuch bei ihm einzuleiten wäre. Zu der Zeit, als die Freundſchaft bald anderthalb Jahre gedauert hatte, erkrankte Eliſabeth, kurz vor der Konfirmation. Hermine ſprang zu ihr über den Markt, vertrieb ihr von Morgen bis Abend die Zeit und ſpielte ſo artig mit der Freundin, daß ſelbſt deren mehrere Jahre älterer Bruder Bruno ſich näher ſetzte und an der Kurzweil teilnahm.

Hermine kam um ſo lieber, als die Vorbereitungen zur Einſegnungsfeier es zu Hauſe beſonders unwohnlich machten, während die Krankenſtube verſchont blieb.

Dagott wankte nur öfter vorüber, um Beſorgungen auszuführen. Er benutzte das bevorſtehende Feſt, um noch eins zu feiern. Mit mehreren Herren hatte er ſich draußen ein Jagdgelände gepachtet, teils ſeiner Waffenſammlung zu Liebe und um von dem berühmten Bartholomäustreiben ſeines ſeligen Großvaters paſſend zu berichten, teils der Schmauſereien wegen. Zwei Tage nach Michaelis — Michaelis war der Termin ſeines alljährigen Waidfeſtes — fand die Einſegnung ſtatt. Die Pürſch wurde diesmal um einen Tag verſchoben, damit die Doppelmenge des beſonders

fein zu backenden Kuchens nicht vertrockne. Dagott hatte sich schon lange gefreut und war vor Vergnügen zum Wetterpropheten geworden: „Michael wird diesmal auf weißem Rosse kommen," meinte er. Auf weißem Pferde hätte der würdige Mann von einem Erzengel nie gesagt. Also: Michael wird auf weißem Rosse kommen. Eigentlich weissagte er so nur, weil er gern seinen prachtvollen Pelz recht früh hervorgenommen hätte, des Ansehens und Nachsehens halber. Auch zur Jagd zog er ihn bis zum eigentlichen Streifen an und machte auf dem Wagen eine überaus stattliche Figur.

Als nun Michaelistag anbrach, schüttete er ein Meer warmen flüssigen Goldes über die Welt, aber keinen Schnee. Trotzdem geriet Dagott in eine selige Aufregung, weil es der Vortag seines Vergnügens wäre. Und als er nachmittags über den Markt her den Uhrmacher Winterlicht durchs offene Fenster singen hörte, sah er gerührt lange hinüber nach der großen blinden Uhr mit den aufgemalten Zeigern und dachte: „Ach, wie lebt man hier brav! Es scheint immerzu die golden gemütliche Stunde zwei Uhr nachmittags zu bleiben. Wie glücklich klingt aus Winterlichts Munde selbst das Lied von den vier Brettern zum Sarge und dem Rade, das nicht mehr geht; wie fröhlich klappert der Sänger zwischen den Stuhlbeinen, wahrscheinlich mit seinem Mittagslöffel!" — Lüstern neugierig, wie es wohl

mit der Bürgermeiſterstochter ſtünde, zumal Hermine nicht zum Mittageſſen gekommen wäre und gewiß auch bei den Nachbarn nicht gegeſſen hätte, ging er die Kranke beſuchen. Aber der Ernſt war ihm drüben zu ſtreng, und er legte, um ſeine behaglich weiche Stimmung nicht etwa vor übermorgen zu verſcherzen, bald und gründlich hinter ſich den Drücker ins Schloß.

Uhrmacher Winterlicht hatte aus dem Laden eine feine Damenuhr in ſeine Wohnung hinaufgenommen und gravierte emſig auf ihrer Rückſeite. Die Melodie des traurigen Liedes lag ihm dabei immerfort in den Ohren. Bald mußte er ſie pfeifen, bald brummen, zeilenweis oder ganz, bald ihr lauſchen, als dränge ſie aus weiter Ferne her. Er wußte nicht, wie er darauf gekommen war. Seine Frau hatte ihm vorhin irgend etwas aus der Stadt erzählt, das nicht unmittelbar auf ſie hinwies, (ſonſt hätte er es behalten) das aber die Töne aufweckte. Sie führten ihm nun die Hand.

Zuerſt wollte er der Uhr ein üppiges Vierkleeblatt einritzen, der aufdringlichen Weiſe zu Trotz, aber ſein Entwurf veränderte ſich in ein Kreuz.

Die Sonne ſpielte auf dem Metall blitzend und blendend und erleuchtete die Hände porzellanklar. Und immerzu ſang er und mußte über ſich, den grundlos kühlen Wehmutmann, lachen, weil er von

Strahlen überwaſchen wurde wie ein Schneemann von weichem Frühlingsregen.

Er wußte, daß ihm niemand eine ſo bezeichnete Uhr abkaufen werde. Trotzdem ließ er ſich wie unter einem Zwange gehen und vollendete ſein Werk, indem er die Felder mit ſchwarzer Farbe ausfüllte. — Dann erſt fühlte er ſich frei. Ihm begann das verunzierte Gold leid zu tun.

Er trug mit ſchlechtem Gewiſſen die Uhr wieder hinab und verſteckte ſie unter den übrigen in einem Winkel des Ladens.

Seit einer Stunde lag Eliſabeth ſchweigend da. Sie hatte ſich mit der Freundin Geſchichten erzählt und dabei ſolche gewählt, wo prächtige oder wilde Abenteuer gehäuft und zu entwirren waren. Die letzte hatte gehandelt von großen Kämpfen, aus welchen ſämtliche Fechtende mit zerbrochenen Schwertern, aber unverſehrt hervorgingen. Darauf war ſie müde geworden und mochte nur noch zuhorchen.

Hermine erzählte, freilich ohne bewußte Wahl, Begebenheiten ohne allzu ſtraffe Handlung, wie den Rattenfänger von Hameln, um in Ausmalungen der Wälder, Schlöſſer und Trachten aus ihrer eigenen Empfindung und Vorſtellung viel hinzufügen zu können. Aber bald ſchien ihr Eliſabeths blaſſes Geſicht nicht in die Märchenwelten hineinzuſehen.

Sie beendete ihre Geſchichte und ſaß nur ſteilrecht am Lager der Freundin. Beſorgt war ſie nicht. Auf dieſem Platze fühlte ſie ſich auch jetzt glücklicher als überall.

An dem einen Fenſter ſaß ebenſo ſtill Frau Pfeiffer, die nur ab und zu leiſe hinter die Tür ging und mit dem Taſchentuch in der Hand zurückkam, an dem andern Eliſabeths älterer Bruder Bruno.

An dieſen wandte ſich Hermine um eine Weile: „Bring' uns deine Schiffe.“

Er ſchleppte eine große weiße Wanne herein, ſtellte ſie neben das Bett auf einige Schemel und füllte ſie mit Waſſer. Dann holte er eine Menge kleiner Borkekähne hervor. Aus jedem ragte ein Maſt mit einem von den Mädchen beſäumten weißen Segel, und an jedem Schnabel war ein weißer Zwirn befeſtigt.

Bruno ſetzte ſich an ſein Fenſter, die Mädchen fingen ſchüchtern an, die Schifflein von Ufer zu Ufer zu ziehen, Eliſabeth eine Hälfte nach dem Bett hinüber, Hermine die andere von dort zu ſich, und auf der Mitte des Weges fand eine Begegnung ſtatt. Weil aber keines von beiden plauderte und ſie einander ſo nahe fühlten, daß ſie nicht aus geſchiedenen Weltteilen Schätze über das Meer ſenden mochten, wurden ſie zaghaft. Die Zeit des Spielens wird vergangen ſein für immer, ahnte

Hermine. Sie ſtarrte auf das Waſſer und tändelte mit langſamen Fingern in ſeiner Fläche. Plötzlich begann ſie leidenſchaftlich die Sage von Vineta, der untergegangenen Stadt, rühmte die Tore von blankem Metall, die koſtbaren Schaugepränge und Leichenzüge in den düſteren Straßen, die ſilbernen Glocken in hohen Türmen . . . Noch einmal ergriff Eliſabeth die ſchlaffen Fäden, zog ganz matt die Schiffe über das Waſſer und ſah mit Augen hinein, als ob ſie ſelbſt an einem Borde ſtünde und Kuppeln und Spitzen in der Tiefe unterſchiede. Hermine erfand immer mehr, um das Spiel lange anzuſchauen, mußte aber ſchließlich aufhören. Es ward ſtill und die Stille begann zu klingen . . .

Aber bald verlangte Eliſabeth nach ihrer Schultafel, obwohl ſie doch vierzehn Jahre alt war. Ihre Sinne verwirrten ſich ſchon. Man brachte ihr die Tafel ſamt einem Schieferſtift, und ſie malte ſeltſame Linien darauf und ſchrieb kaum leſerlich darunter ‚Vineta‘. In wachſender Aufregung warf ſie das Bild in das aufſpritzende Waſſer und ließ mit heftigen Rucken wieder die Schiffe hinausfahren. Da fühlte ſich Hermine mit einmal leer. Solange ſie ſich lebendig in das Unglück der Stadt verſetzt und im Traume nach ihrer verborgenen Herrlichkeit geſehnt hatte, waren ihr die Kähne Boten aus unerreichbaren Landen

geweſen. Nun ward ihr das Spiel zu ſehr Spiel. Die Zeit wird für immer vorüber ſein, ahnte ſie wiederum und verſank in ſich.

Eliſabeth war in die Kiſſen gefallen, verlor völlig ihr Bewußtſein und erwachte nicht mehr. Bis zum Abend lag ſie mitunter ſtöhnend auf dem Rücken. Die Mutter hatte nicht geahnt, daß es ſo ſchlimm mit ihr ſtünde und das viele Sprechen, wenn auch bekümmert, zugelaſſen. — Der Vater wurde gerufen. Er ſteckte ſpät die Lampe an, verhängte ſie jedoch mit einem doppelten Tuch. Ehe das geſchehen war, verſchied Eliſabeth. Die Mutter merkte es, ſchrie auf, das Tuch ſank vom Lichte herab, und im vollen Schein ſah Hermine eine jähe Trauerſzene.

Sie ſelbſt ſtand hoch da, mit harten Zügen, aber ohne eine Träne im Auge. Sie ſchien bis auf die vollen braunen Haare ganz und gar eine andere.

Nach einer Weile ging ſie auf Bruno zu und ſagte, am ganzen Leibe zitternd: „Mit dir ſpiele ich nicht mehr. Gibſt du mir alle deine Schiffe?“

Er ſah ſie verwundert an und nickte.

Sie packte das Spielwerk unter beide Arme. So ging ſie, ohne rückzublicken und ſich zu verabſchieden, davon.

Schnell ſchritt ſie über den kleinen Marktplatz nach Hauſe. Nach allen Richtungen hin weitaus-

einander blinkten grünliche Laternenflämmchen und steckten eine seltsame Figur ab. Die kühle Dunkelheit lag drückend, riesenhaft umher, und was von Giebeln und Mauern seinen Umriß durch ihre dichten Hüllen schob, sah aus wie schwaches Pappwerk.

Erst auf der Mitte des Weges linderte sich Hermines Schmerz bis zu einem gewissen Erfassen seiner Größe. Sie hielt ihre Schiffe fester und fühlte sich verlassen wie ein Entdecker, dem eine neue Welt untergegangen wäre im Augenblick, da er sie erobern konnte. Sie hörte ihre einsamen Füße auf den Steinen schallen und beeilte sich mehr.

Im Hausflur blieb sie, noch zweifelnd, was sie erzählen sollte, stehen. Ganz unbefangen, wie es der Augenblick heraus preßte, mochte sie aus einer unbestimmten Scheu nicht reden, zumal, wenn der Stiefvater zugegen wäre. Zögernd drehte sie sich ganz herum, und es war ihr, als erhübe sich die Freundin in ihrer Seele unter einem Haufen zerbrochener Schwerter, die nach allen Seiten in sie drangen. Durch den Staub des halbkreisförmigen Fensters über der gartenwärts führenden Tür lugte, kaum bemerkbar, verfrorener Mondschein, und ganz unten klebte ein dicker toter Schmetterling in kleinem Dunsthof. Zwar machten ihr diese Dinge keinen deutlichen Eindruck in die Seele, aber ihr Schweigen weckte ein verwandtes Schweigen, wie umgekehrt ein Beter in der Kirche einen anderen macht, wenn

dieſer ſonſt auch ein ſchamhafter Menſch wäre. Sobald Hermine ihren Schmerz geſänftigt fühlte, trat ſie mit dem Willen, ihn nie einſchlafen zu laſſen, entſchloſſen vorwärts.

In die beiden Wohnſtuben führten zwei Zugänge vom Flur, einer durch die Schlafſtube und einer durch das jetzt ſchon für morgen hergerichtete gute Zimmer. Den erſten wählte Hermine. Etwas erſtaunt fand ſie ihre Angehörigen im Schlafraum beiſammen. Auf dem Tiſche ſtand keine Lampe, nur ein Leuchter in der verrenkten Geſtalt eines aufgebäumten Hirſches, der eine dünne Kerze im Maule trug und zu verſchlucken ſchien. In der gelblichen Glanzdecke zeigte ſich dasſelbe Bild als verſchwommene Umkehrung. Dagott hatte ſchon das Bett aufgeſucht. Er lag im Hellen und blinzelte eingemummt wohlig nach der Wiege Ruths hinüber. Dieſe zu überwachen, verrichtete die Mutter ihre Arbeit ebenfalls hier. Sie ſtand im Dämmerdunkel, Mürbkuchen zurechtformend, und hatte bereits eine ganze Anzahl von Herzen, Monden und Sternen ausgeſtochen. Bei jedem Stück buchtete ſie jedoch mit hurtigem und geſchicktem Meſſer ein wenig Teig weg, den ſie lächelnd auf einen beſonderen Haufen warf. Ihr Bett war auch ſchon aufgedeckt.

So ſtarr in die Höhe gerichtet wie jener Hirſch, blickte ſie, einen Zuckerſtern zwiſchen zwei Fingern,

mit einmal Hermine an, und Dagott ſetzte ſich im Lager empor. Hermine wußte, daß ihre Züge das Unglück verraten hatten. Darum ſchwieg ſie.

O, das Dämmerlicht! Und o! die vielen weichen Kiſſen im ſchmalen Zimmer! Die hatte ſie gern. Sie fühlte ſich ohne Sträuben müder und heimatlicher. Einen Augenblick hätte ſie in ein Kiſſen zurückſinken mögen mit der Geſte des Abſterbens. Wie im Halbſchlaf erzählte ſie nun ihr großes Erlebnis, und die Silben trugen eine herbe Süße. Sie ſchienen ein langer Geſang und waren doch nur ein Satz.

Die Eltern atmeten froh auf, ſie ſo ruhig zu finden. Hermine bebte darüber.

Die Eltern tröſteten ſie, bedauerten die Tote und ſagten etwas zu deren Lob in mehr kümmerlichen als bekümmerten Worten.

Da begannen Hermines müde Schmerzen ein wildes Toben und Branden. Ihr war, als müſſe eine weiße Kapelle um ſie werden, und ſie müſſe knien und beten: ich bin klein, mein Herz iſt rein, niemand darf drin wohnen als mein liebes Jeſulein. Sie ſchüttelte wiederholt zu dem Preiſe ihrer Freundin den Kopf. Wenn nicht alles getreu und wahr geweſen wäre, hätte ſie nein! gerufen. So ſchüttelte ſie nur den Kopf.

Das taten die beiden anderen zum Ausdruck

ihrer Überraſchung auch mehr als einmal. Sie wußten nicht, wie es in Hermine ausſah.

Hermine befand ſich in einem hilfloſen Zuſtand, als träte ſie in dieſes Haus und zu dieſen Leuten zum erſtenmal, und doch ſtand ſie mit mildem Stolz und Scham wie eine Königin, die als Sklavin mit Eiſenketten und Kugeln um die Hand und den weißen Fuß belaſtet iſt.

Dagott ſagte nach einer Weile des Schweigens: „Dann wird es ja morgen aus unſerem Jagdvergnügen nichts werden. Herr Pfeiffer wird doch nicht kommen. Die anderen werde ich als Freund des Ärmſten natürlich zurückſchicken.“ Er ſchüttelte wieder mit dem Kopf.

Hermine drückte krampfhaft ihre kalten Zehen gegen die Schuhſohlen, blähte die Naſenflügel und konnte nicht anders als alle Verachtung gegen ihn in den Wunſch ſammeln: Möchte er ſich doch hinlegen! Das hat er verdient! Zu bitterem Lächeln hob und ſenkte ſich ihre Bruſt ganz ſchnell, und durch den halb offenen Mund kam es: h! — h!

Dagott warf einen Blick durchs Fenſter, zog ſich etwas am Bart und ſagte beruhigt: „Es bewölkt ſich. Vielleicht regnet's.“ Dann legte er ſich wirklich hin.

Hermine ſtöhnte kurz.

Die Mutter forderte ſie auf, ſich zu ſetzen. Sie ging in die größere Stube hinüber, deren Tür der

Bequemlichkeit und des beſſeren Lichtes wegen ausgehoben war, ſchüttete die Schiffe gehäuft an einen Seſſel und ſetzte ſich in den Sammt. Manchmal ſtrich ſie mit den Füßen langſam über das leiſen Lauts ſich verrückende Spielzeug hin. Sie ſaß lauſchend im Dunkeln, als wartete ſie auf etwas.

Nach einer Ewigkeit hatte ihre Mutter die Arbeit vollendet und ſagte halblaut zu ihrem Manne, ſie müſſe die Kuchen noch zum Ofen beſorgen; er möge Ruth, falls ſie erwache, ein wenig wiegen. Es war Hermine unangenehm, daß die Mutter ging, aber ſie atmete auf.

Dann brütete ſie lange. Erſt durch das Geſchrei Ruths wurde ſie aufgeſcheucht. Sie hörte minutenlang unbewegt zu, wie ein Ton ſägte und noch einer und noch einer. Nun vernahm ſie auch lautes Schnarchen. Dagott ſchlief! Sie erinnerte ſich, daß es ſchon lange ſo gerauſcht hätte. Darüber ergriff ſie eine unſägliche Furcht. Sie wollte ſchreien: „Wach' doch auf! Tot! — Tot! — Tot!" Sie zitterte, die Stimme verſagte, und verſtärkt kam die Furcht. Erſt jetzt beweinte ſie die Freundin. Sie preßte die Hände auf das Geſicht. Die Zwiſchenräume der Finger näßten ſich, ſo daß ſie noch am nächſten Morgen vertrocknete Rinnſale bemerkte und die Erinnerung daran nie mehr vergaß, ſolange ſie auf die Hände ſchauen konnte. — Sie beruhigte ſich, Ruth ſchrie noch. Sie ging aber nicht zur Wiege.

Durfte ſie? Sie mußte hier doch in die Nacht hinaus ſitzen. Es war etwas als notwendig Erwartetes ausgeblieben; ſie fragte danach ohne Sinn und Wort und weinte leiſe weiter.

Die Mutter kam wieder und beruhigte das ſchreiende Kind, nachdem ſie, von der Trauerbotſchaft noch mild bewegt, auf ihren Mann einen liebevoll verzeihenden Blick geworfen hatte, der im Kerzenſcheine leuchtete wie Gold. Hermine wurde durch dieſen Blick ganz aus ihrem Weinen gebracht. Die Luft, die ſie eben einſog, mußte auf ihrem Wege noch dreimal ſchluchzen; dann war ſie ſtill.

Sie ließ ſich willig die Treppe hinan geleiten und aß, ſobald ſie allein war, was ihr die Mutter vorher in das Zimmer getragen. Das Kindermädchen ſchlief. Sie trat an das Bett der Schlummernden. Den Hirſchleuchter, den die Mutter auf den Tiſch geſetzt, ſollte ſie löſchen. Aber ſie wartete im Hemd, bis die Flamme an ihrem nackten Dochte zu zucken begann und ihn immer wieder wie in Furcht vor dem Hungertode beleckte. Noch einmal — noch einmal. Hu, die Schatten ſchwebten ſchon dicht und breit auf und ab. Nun wurde Hermine auf die Morgenſterne, Schwerter, Hakenbüchſen und Keulen an den Wänden aufmerkſam. — Zwei Mädchen hatten daraus prächtige Pyramiden errichtet und waren im Ringelreihen herum getanzt, jetzt

drohten ſie ſo grauſig. Die Flamme ging aus, der Hirſch ſpie lautlos einen weißen Rauch ſteil in die Höhe. Auch die Waffen blieben im Nachglimmen des Dochtes noch ſichtbar: durch ſie wurde Hermines heiße Trauer noch einmal eiſig angetaſtet.

Zwei verlaſſene, kalte, kleine Kinderhände krallten ſich in das Bett und zogen es auf den frierenden Körper.

Es waren doch noch Kinderhände.

Drittes Kapitel

Als die erſten blauen Lichter in das Zimmer ſinterten, war Hermine wach. Die Wände traten deutlich auseinander. Schon wurde die hellgrüne Farbe der Tapete ſichtbar mit den ſchwarzen Ranken, und auch die hinein gezeichneten feuerroten Quadrate tanzten noch immer mit einer ihrer Ecken gleichſam auf der Naſe, eine Reihe über der anderen. Zwei Fenſter ſchauten blöde nach der Straße hinaus, zwei nach dem Garten. Unbehaglich waren die Dielen anzuſehen, deren unendlich lange Ritzen unter den Bettſtellen hervorgelaufen kamen und an der gegenüberliegenden Wand verſchwanden. Der Hausrat genügte nicht, die breite Leere zu füllen.

Hermine wußte nicht, was ſie beginnen ſollte. Das Kindermädchen zu ihren Füßen ſchlief noch. Sollte ſie aufſtehen? Wohin dann? Sie ſprang aus dem Bette und bekam eine Gänſehaut. Sie trat ans Fenſter und legte ſich wieder ſogleich.

Der bläuliche Schimmer hier drinnen war eine Täuſchung geweſen und nun verſchwunden. Draußen zogen fahle Wolken vorüber, in deren zerriſſenen Klunkern ihren verklebten Augen hin und wieder Sterne zu ſitzen ſchienen gleich kleinen ſilbernen Kletten.

Wohl eine Stunde verging. Das Kindermädchen

wurde wach und kleidete sich an. Hermine suchte immer den Atem anzuhalten, bis es hinaus war. Dann wartete sie noch lange auf die steigende Helle, doch blieb das Licht mottenfarb. Ein Regentropfen klopfte ans Glas, und binnen kurzem schlängelte es sich auf den Scheiben wie von dünnen weißen Aalen.

Hermine hob auf einem Beine das Deckbett hoch in die Schwebe, bekam wiederum eine Gänsehaut, drückte die Arme dicht an den warmen Körper und warf das Bett ganz hinaus. Das Regnen hörte auf, noch unfreundlichere Helle trat ein. Grelerts Tauben flogen wohl an den Fenstern vorüber, denn ein paar schwarze Blitze huschten über ihr Hemd. „Ja, ja, Totengräber, nun komme ich doch," sagte sie gedankenlos und zog mit dem Finger auf dem Laken Kreise und Halbmonde, wie sie die Mutter gestern abend ausgeschnitten hatte.

Die Kirchturmuhr schlug zehn. Das Blut schoß Hermine in den Kopf darüber, daß sie nicht aufhören wollte zu schlagen. Möchte doch nur die Mutter nicht herauf kommen, dachte sie, stellte sich die Jagdgesellschaft vor, die gewiß jetzt unten beisammen wäre und praßte, und wurde glühend aufgeregt trotz unbestimmter Leere in sich, blieb aber dennoch im Bette. Als es dann wieder regnete und zwar noch heftiger als vorhin, kleidete sie sich an.

Sollte ſie in das Schlafzimmer oder in das große zu den vielen Leuten treten? Sie war ſchon ganz ruhig und wollte nur ihr Frühſtück verzehren. Ein unbeſtimmtes Suchen, etwas wie die Witterung nach Modergeruch zog ſie in die Geſellſchaft hinein. Sie prallte mit einem Gelächter zuſammen, deſſen Töne wie grauſame, klatſchende Peitſchenhiebe auf ſie eindrangen. Doch es brach ſofort ab, und ſie begegnete mitleidig warmen Blicken, unter denen ihr Schmerz um die Freundin ſich ſogleich erneuerte. Alle Augen ſchienen ſie weit von ſich wegzuſchieben, immer rückwärts, bis ihre Ferſen anſtießen und ſie ſich auf einen Sarg ſetzen mußte; aber ihr war, als müßte ſie ihren Peinigern danken; ſie ging zu jedem einzelnen, gab ihm die Hand und ſagte laut: „Guten Tag!“ Sie ſah jedem feſt ins Auge, alle Blicke wurden natürlich verwundert und neugierig, machten ihr Qual und ſchienen daher herzlos zu glotzen. Ihr blinder Wunſch war erfüllt. Zum Überlegen und Prüfen war ſie noch zu jung und jetzt zu kummervoll, aber die Gefühle fanden ihr Gleis: wer mit Dagott verkehrte, den konnte ſie ſich nicht anders als ihm verwandt vorſtellen.

Nur des Uhrmachers Winterlicht Sohn Hugo, ein Rechtsſtudent, der zu den Ferien die Eltern beſuchte, ſchien ihr minder kalt zu blicken. Weil er noch jung und mit der Geſellſchaft wenig bekannt war, ſprach er auch weniger und

wanderte mit den Augen öfter über des Mädchens Geſtalt.

Eine erſte Neigung keimte in Hermine auf und ſtand über ihrem Weh wie ein zartes Morgenrot über bitteren Waſſern.

Um ſo mehr ſchloß ſie ihre Seele den andern. Wie ſie ſo redeten und ſich abwechſelnd zeitweilig ihr zukehrten, dachte ſie an einen Schweinekauf, den ſie auf dem Lande mit angeſehen, wo man bald handelte und bald dem fetten Tier den Hinterleib beklopfte. In ihr entſtand eine zornige Verwirrung, ſo daß ſie ihre in einen Winkel geſchobenen Schiffe auflas und hinaus ging.

Niemand beachtete ſie, nur Hugo Winterlicht hörte die Haustür werfen und ſah durchs Fenſter des Schlafzimmers Hermine im Garten verſchwinden. Noch immer ſtrömte der Regen. So ging er ihr nach, ſie zu holen. Die Mutter hatte ihm vorher bedeutet, daß es ihm nicht gelingen werde. Hermine müſſe ſpäter eben die Kleider wechſeln, um ſich nicht zu erkälten.

Er ſah ihr perlgraues Gewand am Gartenbrunnen. Sie kauerte auf dem breiten Rande des eirunden zementenen Beckens, hatte die Schiffe ins flache Waſſer geſetzt und zog an den Fäden. Von fern ſchien ſie durch die ſchrägen ſilbrigen Regenſtreifen wie durch einen Nebel größer, verdüſtert und ſtarr wie Bronze. Hinter ihr erhoben ſich im

Halbkreis herbſtrote Bäume, von der Näſſe glänzend wie Glut.

„Magſt du ſo im Regen ſitzen?“ fragte Hugo Winterlicht.

„Ja.“

„Iſt er denn angenehm?“

„Nein, er iſt ſehr kalt.“

„Komm doch herein.“

„Hier iſt es ſchöner als drinnen.“ Sie ſah ihn traurig an: es mußte aber doch lauter Süße in ihrer Seele ſein.

„Du haſt ja noch nicht gegeſſen.“

„Nein.“

„Willſt du nicht eſſen?“

„Nein — —“

„Du haſt ſchöne Schiffe. Der Regen wird ſie häßlich machen.“

„Es ſchadet nicht. Ich habe ſie von Bruno Pfeiffer bekommen, und Eliſabeth Pfeiffer —“

„Nun, dann verwahre ſie doch, bis du mit Bruno ſpielſt.“

„Nein, der iſt beinahe ſchon ein Mann. Mit Knaben mag ich überhaupt nicht ſpielen. Nur den Edwin Maßholder mag ich gern.“

„Wenn der dir ſagen würde, du möchteſt hereinkommen und eſſen, dann würdeſt du wohl auf ihn hören,“ ſagte Hugo in einem Tone, als ob er beleidigt wäre.

„Ja, mit dem würde ich gehen und eſſen,“ erwiderte Hermine lebhaft und errötete. Ihr kam ein Spielerlebnis in den Sinn, und ſie hätte es am liebſten mit Hugo Winterlicht auf der Stelle wiederholt, was doch nicht anging. Hugo merkte ihr die Verlegenheit an und hielt ſeine Entgegnung zurück. Hermine hätte ihm gern die Hand geſtreichelt, weil er ſie geſucht hatte und lockte, ſtand nur nicht auf, um länger mit ihm zu ſprechen und war glücklich, ihm etwas erzählen zu können. Sie ſah ihn traurig an, und es mußte doch lauter Sonne in ihrer Seele ſein.

„Auf dem Lande haben Edwin Maßholder und ich uns aus dem Fliederbuſch hinter dem Stall alle Scherben herausgeſucht — die wurden immer dorthin geworfen — und haben ſie mit einem Stein auf dem anderen rund geklopft; da hatten wir Teller. Und allerlei andere Dinge für den Tiſch machten wir aus den Scherben und hatten ein ganz reiches Geſchirr. Wir dachten, wir müßten ein Königspaar ſein. Wir wollten ein ganzes Reich haben. Edwin zog auf der Erde Grenzſtriche, dick und ſchwarz, und pflanzte Bäume in das Land. Das waren aber nur lauter rote Mohnblumen und gelbe Sonnenblumen, die wir gerupft hatten. Wir hatten nun unſere eigene Welt. Als wir aber das viele Geſchirr liegen ſahen, feierten wir eine große Hochzeit. Grüne Brenneſſeln und rote Taubneſſeln

und Käſekraut waren die Speiſe. Bloß Menſchen fehlten uns. Da riſſen wir die Bohnenſtöcke aus der Erde und ſetzten ſie mit einer papierenen Schürze um unſeren Tiſch. Ach, wir waren ſtolz und höhniſch gegen ſie, weil wir allein wirkliche Menſchen unter den vielen Stöcken waren."

Sie hielt ſeufzend inne und ſah Hugo voll an. Der ließ ſich den Regen gefallen und hätte willig weiter gehorcht, wenn Hermine durchaus nicht folgte, gerade weil die kindlichen Dinge zu dem weinerlichen Wetter nicht paßten. Er ſuchte Hermine bei ihrer Erzählung zu erhalten:

„Da müßt ihr aber majeſtätiſch ausgeſehen haben."

„Das haben wir auch. Ich hatte uns aus alten grünen Bettgardinen Mäntel genäht. — Wenn etwas Schönes aus dem Stoffe wird, nähe ich für mein Leben gern."

Hugo benutzte die Gelegenheit, ſie doch vielleicht fortzulocken und ſagte:

„Vielleicht zeigſt du mir etwas von deinen Näharbeiten. Wollen wir nicht hinein gehen?"

Hermine warf einen Blick auf die Segel ihrer Schiffe, errötete wiederum und ſchwieg, traurig vor ſich hinträumend.

„Alſo, ſchon Hochzeit haſt du gefeiert?"

„Ja. Schon zweimal. Mit Bruno Pfeiffer

habe ich es auch getan, aber — nun ist Elisabeth tot und ich spiele nicht mehr mit ihm."

„Dann könnten wir ja auch ein Hochzeitsmahl halten, nicht wahr? Wenn es mit mir auch so schnell aus sein sollte, wie mit Bruno Pfeiffer."

„Wenn Sie mit mir spielen, werden die anderen Sie ja auslachen." — Hermine weinte, weil sie Hugo durchschaute und sich grämte, so als Kind behandelt zu werden.

Hugo aber sagte: „Wir setzen uns in der Stube schweigend an den Tisch, jetzt gleich, und damit ist es getan."

Hermine taten die Worte siedend weh, sie folgte aber doch ihm, der sie zum Weinen gebracht hatte, wie der Verzweifelte hellen Irrlichtern durch dunkle Gassen nachsprang, und freute sich über den Ernst, den Hugo bei Tische gleich ihr wahrte, und daß er so zerstreut an der Unterhaltung der Großen teilnahm, dagegen sich öfter an sie wandte. Hugo erquickte sich im stillen an ihrem Gesicht, aus dem immer neues Leuchten quoll, und suchte sich vorzustellen, wie seine kleine Braut als Erwachsene bei diesem Hochzeitsmahle aussehen würde.

Er wollte ihr zu Gefallen die Waffensammlung besichtigen, die beiläufig erwähnt wurde, aber Dagott saß sehr bequem auf dem Sofa und wehrte gutmütig ab: „Ach, das sind ältere Spezialitäten.

Für Sie iſt es doch nichts. Sie hängen ſchon ſeit manchem Luſtrum unbeachtet.“

Hermine ſchenkte nun niemand mehr Aufmerkſamkeit außer Hugo und blieb in ſich geſtillt, bis er ſowie die andern Beſucher ſich verabſchiedeten. Nachher drangen wieder die Erinnerungen an die tote Eliſabeth und alles, was ſie um ſie erlebt hatte, durch und kämpften gegen den Frieden an. Gegen Abend verklagte ſie ſich, daß ſie den Gang zu Grelert ſo lange vernachläſſigt hätte. Verdiente Eliſabeth ſo wenig Treue?

Sie trabte erſt nach dem Bürgermeiſterhauſe hinüber. Die Freundin lag mumienſtarr zu ihren Füßen, weißgewandet, viel ſtolzer als je im Leben. Ihre ernſteſte Empfindung war auf die Stirne gedrungen und gefroren. Über ihren Leib hinweg ſagte Hermine, die langen Wimpern — kleine Dächer, die einen großen Schatz nicht überbreiten können — die kleinen Wimpern niedergeſenkt, daß ſie die Gedenkpappel, von der man hier öfter geſprochen, nun beſtellen gehe, und ſie hatte das Bewußtſein, eine ungeheure Sendung anzutreten. Sie mußte der Freundin an der Bahre davon Kunde geben. Ihre Worte ſtiegen ſicher wie ein Schickſalsſpruch aus der Tiefe, und die beladenen Eltern widerſprachen ihnen nicht, ſo eigentümlich ſie die beginnende Verwirklichung des

Kinderwunſches berührte. Es war, als würde einem Schatten lebendiges Blut eingegoſſen.

Als Hermine dann über die mondhelle Straße ging und längs dem weißen Kirchhofszaun, deſſen Ständer gewaltige Holzkugeln trugen, und als die bronzenen Wipfel auf dem Totenacker vor dem kalten Silberlicht zurückbebten, — in ihr tat ſich etwas Froſtig-Schönes auf: ihre Seele war ein Meer, das ſinkend zurückweicht, und ſteile Vorgebirge mit fremden Blumen und ſpielenden Engeln tauchen auf, aber die Blumen ſind größeren trauernden Narziſſen ähnlich, die Engel tragen ein rätſelhaftes Mal an der Stirn und ſind ſehr blaß ...

Die Behauſung Grelerts ward Hermine ein Stück ahnungsvoller Märchenwelt, obwohl ſie nichts enthielt, was ſie nicht ſchon öfter geſehen: ſie war nach den vorangegangenen Flutungen bereit, alles mit Staunen aufzufaſſen. Schon daß Grelert fern drinnen Harmonika ſpielte in ſummenden Akkorden, wurde ihr bedeutungsvoll.

Sie klopfte leiſe, — zu leiſe, und ſie mußte noch zweimal klopfen.

Dreimal!

Es raſchelte, Grelert rief.

Er hatte mit ſeiner Harmonika auf der Bodentreppe, alſo im finſterſten Winkel des dunklen Raumes geſeſſen, gegenüber dem einzigen Fenſter

nach dem Friedhofe hinaus. Über dem blauen Rock bewegte ſich ſchnell ein Vogelgeſicht von wächſernem Ausſehen, mit ſpitzer Naſe und ſpitzem Kinn. Die hohe, zurücktretende Stirn verlängerte ſich in einer hohl aufgeſpritzten weißen Haarwelle. Die noch ſchwarzen Brauen liefen pfeilgerade über kleinen dunklen Augen, und der Mund bildete, als er ſich bei Hermines Eintritt zu einem pfiffigen Lächeln breitreckte und Naſe und Kinn noch ſpitziger hervorragen ließ, zu ihnen eine Parallellinie.

Der Mann ſagte freundlich: „ach — ach!“ Seine Stimme hatte viel Flüſterndes, obwohl ſie ihre ganze Stärke aufwandte. Hermine brachte ſchnell ihr Anliegen vor, während Grelert gebückt, aber wie der Wind in großen, leiſen Schritten an eine Konſole ſprang, um die Lampe herunter zu holen. Hermine folgte ihm mit den Augen und blieb, ohne zu bemerken, daß ſie ausgeredet, gebannt ſtehen.

Wie dieſer Alte ausſah mit ſeinen zappeligen Bewegungen! Wahrhaftig gleich einer Figur aus gelben Volksbüchern, die von Alchemiſten und Sterndeutern handelten. Wie ſeine Wohnung ſchon ſtimmte! Unendlich ſtiller als die Straße ſchien ſie. Schmal war ſie, weiß getüncht. Dicke Querbalken teilten die Decke in mehrere Felder; es ſah aus, als wäre ſie aus langen weißen Särgen zuſammengeſetzt. Die Fenſterſcheiben faßten Leichen-

ſteine ein, den bläulichen Vollmondkreis und ein Vogelbauer. Der Mond ſaß gleichſam gefangen hinter den Drahtſtäben des Käfigs, und ein dunkelgrüner Vogel ſchlief mitten in ihm wie in einem Heiligenſchein. Er ſchlief feſt, verzaubert, ein ungeformtes Klümpchen Leben.

Grelert war inzwiſchen leiſe nach Streichhölzern herumgeſprungen, immer mit ſeinen ſtoßweiſen Bewegungen. Wie er nun das grünliche Baſſin empor hielt gegen das blaudämmerige Licht, es darin ſchüttelte und nachdenkliche Mienen annahm! Weil ſie leer gebrannt war, ſtellte er die Lampe wieder auf jene Konſole, Hermine wiederholt Gewährung ihrer Bitte verheißend, mit hurtigen, ſehr freundlichen Worten, doch leiſe wie bei der Begrüßung. Er ſchien ſehr erfreut, daß ſie ihn aufgeſucht. Er fragte, ob ſie ein Weilchen bei ihm verziehen möchte. Hermine antwortete mit einem Kopfnicken, muſterte aber furchtſam und ſtarr die Konſole, wo ein zuſammengewickeltes, ſtarkes Hanfſeil und ein nacktes Meſſer lag. Grelert bemerkte ihre Beklommenheit, zeigte auf das Meſſer und wiſperte: „Daß ich es immer vor mir habe, du kleines Wieſel! Damit wollte ich, als ich ein junger Burſche war, im Zorne meinen eigenen Vater erſtechen. Pſt! nicht fragen und davon reden, kleines Wieſel, nicht reden.“ Das wollte Hermine nun freilich auch ohne ſeine ſo wunderſam rührend

klingende Bitte nicht. Sie ſchwieg tief ſtaunend. Grelert fuhr, auf das Seil deutend, traumſchwer und bekümmert fort: „Und das —“

Er hielt inne und ſah Hermine an, die ſich, auf eine lang erwartete Geſchichte gefaßt, gerade auf eine Treppenſtufe ſetzen wollte. Er ſchoß herbei, ſein Schatten fuhr ihm nach, quer über die Stiege und an der rotbunten Gardine des Treppenwinkels herunter. Er ſchlug die Gardine zurück. Es befand ſich dahinter ein Stuhl mit altem Gerümpel. Grelert riß ihn hervor, ſo daß die Dinge polternd zu Boden fielen, voran eine dicke Puppe, und ſtellte ihn mitten in die Stube, Hermine zum Sitzen einladend. Sie jedoch verſuchte mechaniſch ſich erſt zu bücken, denn einige Marmelkugeln von der Art, wie ſie Kinder zum Spielen benutzen, kamen aus einem der umgeſtülpten Käſtchen hervorgerollt. „Ich werde ſie ſelbſt ſammeln, kleines Wieſel,“ ſagte Grelert, umfaßte zimperlich ihre beiden Handgelenke und drückte ſie ſanft auf den Stuhl nieder: „Da ſollſt du ſitzen, wo ſie immer geſeſſen hat mit dem Kaffeetöpfchen in der Hand.“ Hermine ſaß nun ſo ruhig, als wäre jede Bewegung verboten, während Grelert ihr zu Füßen nach den Kugeln herumblitzte, köſtlich von ſeiner Tochter erzählend. Hermine hatte richtig geraten: was hinter dem Vorhange aufbewahrt wurde, waren Erinnerungen an ſie,

und wirklich hatte jenes Hanfseil von der Glocke herunter gehangen, die sie erschlug, als sie nach dem Schallloch kroch, um einen Brautzug zu verfolgen. Und in der Tat hatte Grelert daran gezogen, aus Gram tags darauf mit seinem Vorgänger das Amt getauscht und war wie der Töter so auch schon der Totengräber seines Kindes gewesen.

Als er mit seinem Sammeln fertig war, trat er auf Hermine zu. Sie wartete mit schwerem Herzklopfen, aber ohne eigentliche Furcht. Er senkte seine Augen treuherzig in die ihren, lächelte düstersüß und streichelte ihr mehrmals die linke Hand. „Weiß," sagte er leise. Hermine schauerte ein wenig, weil sie das Gesicht des Mannes bis dahin noch nie so nahe gesehen hatte, aber sie fürchtete sich nicht. Grelert humpelte wieder fort von ihr, schritt schnell um den Tisch herum, krabbelte mit den Händen wie närrisch in der Luft und rief: „Hundertmal — hier — hier — dadada — mein weißes weißes (er atmete hoch) totes Wiesel. — So — so!" Nun lief er trippelnd über die Dielen, blieb stehen, kam dann wieder an den Stuhl und streichelte Hermines Hand. Er schnalzte mit der Zunge und sagte, nach einem Ausdruck für seine Entzückung ringend: „Achachach! Sie hatte Glieder von weißem Sammt!" Hermine begehrte, aus Seelengrunde erschauernd, immerzu auf diesem Ehrensitze zu sitzen, mitten in dieser Stube. O, war es still . . .

Grelert hielt ihr noch die Hand . . .

Eine zwingende Wallung, ſie war wie die plötzliche Angſt, in Schwefeldunſt zu erſticken, hob ihr den Kopf empor und ließ ſie Grelert die Stirn küſſen. Der Totengräber ſchnellte empor und blieb rückwärts übergebeugt ſtehen. „Nicht," ſagte er geringhin unter breitem Lächeln. Hermine durchrieſelte ein froſtig-warmes Zwittergefühl. Da er auch im größten Ernſt ſchon ſo gelächelt hatte, ließ ſich nicht unterſcheiden, ob er jetzt ſcherzte oder nicht.

Jedenfalls glänzte das Lächeln abſcheulich und Hermine wollte pfui! murmeln, aber ſie achtete den Totengräber wie einen Vater, und ſo erhob ſich in ihr eine zweifelnde Neugier nach jenem Lächeln, ein ſchlangenhaft beſtrickendes Verlangen, es zu ergründen, wie man angezogen wird, einen häßlich ſchillernden Wurm wider alles Sträuben öfter zu ſehen.

Indeſſen ſtand ſie auf, um zu gehen. Er drückte ſie wiederum auf den Stuhl, eilte katzenmäßig die Treppe hinan, ergriff ſeine Harmonika und ſpielte lange. Lenkte er ein? Hatte er etwas vor? Hermine harrte geduldig, bis er ſelbſt ihr die Hand reichte, und ſie begriff nicht, wie ſie dieſe Stunde ausgehalten hatte.

Zu Hauſe wurde ſie von Vater und Mutter mit trockenen Vorwürfen empfangen, weil ſie herumſtreife und ſich zu Konfirmation und Abendmahl nicht vorbereite. Die Geſichter hingen welk, grau und glanzlos aus dem fahlen Lampenſchein: draußen aber lag die blaue Mondwelt, wo man immer wie durch unfaßbare Schleier griff und in jeder Ecke ein Märchenwicht kichern konnte. Hermine erwiderte leer, daß ſie keinen Segen ohne Eliſabeth empfangen wolle. Die Äußerung wurde ihr verwieſen, aber ſie ſetzte in demſelben Tone hinzu: auch möge ſie von Karp nicht weiter unterrichtet werden. Die Mutter ſeufzte: „Mädchen, Mädchen —“

Dieſe Worte wiederholten ſich ihr vor dem Einſchlafen in gemeſſenen Abſtänden mehrmals: Mädchen! Mädchen! — Mädchen! Mädchen!

Dann aber träumte ſie, ihr würde die Hand geſtreichelt, und ſie ſehnte ſich, Hugo Winterlicht die Hand zu ſtreicheln. Sie pilgerte andächtig aus der Haustür in den ſchweren, ſchweren Regen. An der Waſſertonne unter der Dachtraufe lehnte Hugo. Sie lief, wie ſie konnte, aber der Regen hinderte. Sie mußte die einzelnen Strahlen mühſam beiſeite ſchieben wie Taue, und über ihrem Haupte läuteten davon Glocken. Endlich erhaſchte ſie Hugos Hand und ſtreichelte ſie, und es ſtreiften ſich Strahlen herab, die in das dumpfe Waſſer des Regenfaſſes fielen und wie grüne Seidenfäden darin fortleuchteten.

Sie ſchlief ſo feſt, daß ſie geweckt werden mußte.

Was dann?

Öde ringsum! Die Wände mit den feuerroten Quadraten.

Die beiden letzten Tage hatten ihre Seele mit Eindrücken ausgefüllt, die in ihr bisher dunkel anreizende Leidenſchaften gewirkt hatten, und noch dazu, als ſie unter einem alles vernichtenden Schlage danach gieriger war denn je.

Sie würde Hugo Winterlicht nur noch flüchtig begrüßen, das wußte ſie: unmittelbar nach Eliſabeths Begräbnis entführte ihn der Wagen aus dem ſtillen Talkeſſel und der Eiſenbahnzug dann in die weite Welt.

Aber Grelert behielt ſie in der Nähe, und ſie war darum von Morgen an ſich zu Troſte befliſſen, zwiſchen allen Eindrücken die Seelenabenteuer des geſtrigen Abends nicht untergehen zu laſſen. Sie bemühte ſich mit dem geſtrigen Auge zu ſehen und mit dem geſtrigen Ohre zu hören an dieſem Tage, da das Kirchenfeſt jede Gaſſe aufregte, da alles, was nicht unmündig oder ſiech und gebrechlich war, ſich mit ihr im Gotteshauſe zu vereinigen anſchickte.

Der Himmel ſchaute nicht günſtig auf ſein Feſt. Durch dunſtige Nebel ſchien eine Aſchenkruſte zu laſten von der letzten Kupferfarbe des Ausglimmens.

Ob im nächſten Augenblick nicht etwas gleich einem ſchwarzen Hagelſturz eintreten konnte?

Hermine ſtellte ſich in ihrem Zimmer an das eine nach der Straße weiſende Fenſter, keuſch geputzt. Sie lehnte ſich an die Mauerkante. Der zurückgezogene, gelbe Vorhang faltete ſich um ihren Rücken bis an die Arme. Sie ergriff ihn, raffte ihn vorn in ihren Händen zuſammen, warf ſich zurück und baumelte matt hin und her wie in einer Schaukel.

Sie überſah einen guten Teil der Stadt. Die Straße, die mit der Front des Dagottſchen Hauſes verlief, verfolgte ſie nach rechts und links, bis der graue Streifen außerhalb im Felde zu Punkten verſchrumpfte. Rechts hinunter lag etliche Häuſer weiter der bleiche Kirchhofszaun und ſpiegelte ſich wohl wieder in den langen, durch den Gegenſatz des getünchten Rahmenholzes völlig ſchwarzen Fenſtern des gegenüber errichteten Schulhauſes. Gerade vor Hermine dehnte ſich das Viereck des Marktes leer, trübe. Sie begann die runden Steinköpfe in ſeiner Fläche zu zählen; ſie verſchwammen drüben, und ihre gedrängte Schar dehnte ſich ohne Ende die drei jenſeits ſtrahlenförmig entſpringenden Straßen hinab. In dem einen Eckhauſe wohnte der Uhrmacher Winterlicht, rechter Hand, in dem anderen zur Linken lag die tote Eliſabeth ... Am Ende der mittleren Straße erhob

ſich die Kirche. Der fahle Turm ſteckte heute reinlich im Dunſte: infolge der qualmigen Luft ſchien ſeine Wand milchiges Email, doch verſchwamm Kreuz, Hahn und das Dünnſte der Spitze im Ungewiſſen. In den zwei für Hermine ſichtbaren Kirchenfenſtern entglomm nach einer Weile ein gelbrotes mattes Leuchten: man zündete drinnen ſchon die Kronleuchter an. Die fünf Straßen mit ihren feuchten Steinköpfen bildeten nun noch öder ihren großen Stern, und der Markt war ſeine kahle Mitte.

Allmählich begannen viele Füße auf den harten Steinköpfen herumzutreten, zwerghaft klein. Sie trotteten unregelmäßig dahin, nicht nach dem taktmäßigen Geheul, das in der Luft lag.

Ja, die Glocken läuteten ſchon: tiau- uuu! tiau- uuu!

Der Menſchenſchwarm drängte ſich nach der Kirche, ſchwarz, nur ab und zu unterbrochen von einem weißen Mädchenkleid. Feierlich, das Haupt geſenkt, drängte man ſich, wankte man durch die Gaſſen. Auch die weißen Mädchen bogen ihre jungen, unbedeckten Köpfe. Meiſtens beſaßen die Haare einen lichtblonden Glanz und waren von einem Kränzchen geſchmückt.

Nur der am hellſten blonde Kopf, der Eliſabeths, miſchte ſich nicht in die ſprenklige Schar, und ihr Kränzchen aus vierzehn Jahresroſen ſchwankte nicht.

Sie würde einzig das Haupt aufrecht tragen unter all dieſen Fremden. Wenn doch ein Wunder geſchähe und die Tür drüben aufginge und Eliſabeth lachte herauf! . . .

Hermine wurde unſanft gerufen, weil es höchſte Zeit geworden ſei. Willenlos, Ameiſenkribbeln in den Gliedern, ging ſie.

Nun ſchleiften die Schritte neben ihr kritzend dahin.

Wo blieb nur die Sonne? Es war wirklich ſo dunkel wie um die Zeit, da die Hähne zu krähen anheben.

Bald waren die Tritte der Nebenmenſchen nicht mehr zu hören. Immer lauter dröhnten die Glocken, die gefährlichen Glocken, denen man nicht nahe kommen durfte, die auch Glieder von weißem Sammt totſchlugen. Warum rückte man ihnen immer mehr zu und ſchob einander am Rücken vorwärts, ſtieß einander an und grüßte nur ſo ſelten und ſteinern!

Nun war die ſpitzbogige Tür mit einem weißen Lamm in grauem Felde erreicht; und nun der ſchwerflüſſige Glockenklang durch den Verſchlag der dunklen Decke abgenagelt.

Die drei Kerzenkegel der Kronleuchter ſtrömten einen leichenen Geruch aus. Eigentlich ſchwebten ſie aber doch recht drollig wie drei große Zipfelmützen über der Gemeinde, wenn man ſich halb

umdrehte und mit zugekniffenen Augen hinſchielte. Irgendwo waren doch Elefanten- und Bärentreiber geweſen, die gerade ſo flach geformte Spitzmützen über den Schädeln ſitzen hatten.

Die Geſichter ſtarrten alle wie aus gelbem Holz geſchnitzt ſchief vor ſich hin, und zwiſchen ihnen erhob ſich das braune Geſtühl ebenſo unbewegt.

Als die Orgel gleich einer rieſigen Hummel zu brummen begann, fuhr Hermine wie geſtochen herum und betrachtete durch die Löcher der leiſe zitternden Krauſe an ihrem Kleidärmel den Boden. Er war nicht zu ergründen, dazu war es zu dunkel. Es ſchien ſich unten eine endloſe Kellertiefe zu verlieren, doch wenn man auftrat, fühlte es ſich im Schwarzen ziemlich weit oben hart an.

Man ſang. Hermine ſah auf, blätterte in ihrem Buch und richtete wieder den Blick empor. Blanke Stimmen und darüber roſtige wälzten einen klagenden Chor durch das Schiff vorwärts in die hohe Altarniſche, wo der ſchmerzhaft gekrümmte Leib des Gekreuzigten überhing. Er war ſchwarz, die mageren Umriſſe glichen im Dämmer denen eines Menſchen, welcher zierlich einhergetänzelt kommt, die übereinander geſtemmten Zehen eben zu einer Kreisdrehung bereit. Hermine wünſchte ihm eine Fiedel, ſo wäre es der Rattenfänger von Hameln. Unterdes die geſamte Einwohnerſchaft hier verſammelt ſaß, konnte der Ratten-

fänger Ruth und die anderen kleinen Kinder hinauslocken ... in einen paradieſiſchen Garten ... Im nächſten Augenblick erſchrak ſie jäh errötend und wurde immer unruhiger, bis ihr der Spruch einfiel: Laſſet die Kindlein zu mir kommen. Aber gleich darauf ſchämte ſie ſich bitter über ihre Ausflucht.

Das Lied war zu Ende, es wurde gepredigt. Hermine ſuchte aufzumerken. Des Pfarrers Stimme klang ſo andächtig und weckte faſt einen Widerhall im langen Raum. Sie ſchien gegen die Fenſter anzuſtoßen, an das grün und gelb gewürfelte Glas und das ſchwarze Gerank darin. Die Knäufe dieſes Gerankes glichen ſchlafenden Raben. Sechs ſaßen links hinan, ſechs rechts, einer in der Mitte, dreizehn an jedem Fenſter. Eins, zwei, drei, vier, fünf — Hermine fuhr auf. Sie hörte nun genau auf jeden Satz, obwohl ſie ihn nicht den früheren anreihte, und ſetzte in Gedanken jedes Komma und jeden Punkt, manchmal unter leiſem Kopfnicken.

Als ſie ſodann das Glaubensbekenntnis zu ſprechen aufſtand, mäkelten ſtolze Stimmen in ihr: Warum weilt nicht Eliſabeth Pfeiffer an meiner Seite, ſondern die bucklige, ſommerſproſſige Eliſabeth! Gleich betäubten aber andere: O pfui, pfui über dich!

Es wurde wie von unterirdiſchem Verließe her gemurmelt: „Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden.“

Während Hermines Lippen ſich wortlos nach dem Tonfall bewegten und ein Schauder über ihren Rücken lief, tanzte die Freundin leichtfüßig vor ihr und nieſte lachend.

„Und an Jeſum Chriſtum, ſeinen eingeborenen Sohn —“

Die Lippen bebten Hermine, aber vor ihr lief der Kobold Eliſabeth auf eine Pappel zu und erkletterte ſie.

„Und an den heiligen Geiſt —“

„Mein Gott, mein Gott,“ liſpelte Hermine den ganzen Abſchnitt hindurch, an ihren gefalteten Händen rauh Knochen gegen Knochen preſſend, faſt durch die ſchwitzende Haut hindurch.

Mit der Abſicht, ſich der Einſegnung zu verweigern, trat ſie vor den Altar, aber ſie fürchtete ſich ſehr. Wenn die ſchläfrigen Geſichter alle aufwachen! Der Prieſter und die Leute im Schiffe drunten hatten Macht über ſie. Sie würde bös und verſtändnislos ausgelächelt werden mit einer Kirche voll Dagottgeſichtern. Ausgeſtoßen wie eine Ausſätzige oder Peſtbeulige!

Oder ſollte ſie ihnen allen trotzen?

Weh, ſchon lag die ſegnende Hand auf ihrem Haupte und ſpendete ihr Fluch. Es war zu ſpät. Sie mußte knien und knien und knien. Ihr Herz ſchlug heiß und haſtig.

Ihr wurde unwohl, sie fürchtete sich zu sterben und schüttelte alle Zerknirschung aus Liebe zum Leben ab. Gewiß, nur müde Gesichter schauten zum Altar hinauf, schon abgespannte; die konnten ihr nichts anhaben, nie. So. Die Leuchter waren noch immer die drei Zipfelmützen, und die Dunkelheit wich noch immer nicht aus den grüngelben Fenstern; es blieb die Zeit des scheidenden Mondes, kurz bevor der Hahnenschrei kommt. So, ruhig, ruhig!

Gott hatte sie am Ende gar nicht gern, diese Einsegnung. Unzweifelhaft hatte sie nach seinen Geboten ein Recht, sich der eben Verstorbenen zu erinnern, auch jetzt. Wenn nicht, warum hatte er ihr nicht eingegeben, sich zu befreunden mit — mit? Sie drehte den Kopf zur Seite, musterte die nahen Reihen zuerst, dann die ferneren, kam an ihrem Stiefvater vorüber, räusperte sich und wiegte sich in Erinnerungen an den gestrigen Abend.

Das Ausgangslied wurde gesungen. Sie hatte Lust, mit zu wimmern, wagte es aber nicht und vertrieb die Unruhe mit erzwungenen, albernen Gedanken, sie nach dem Rhythmus des Chorals sinnlos zerstückend: „Wenn wir alle hinaus sind — löscht der Küster die Lich—ter aus, eins nach dem andren — und bläst seine Backen — wie Lehrer Karp, der Küster — tut es" — —

Hermine war sitzen geblieben, bis die Nachbarinnen sie drängten. Bei der Tür bildete sich

ein ſcheckiger Keil, der ſich kaum vorwärts ſchob. Herein hing darüber ein viereckiges Stück Himmel, ähnlich einem grauen, ſchmutzig angeröteten Segel. So ſah es da draußen aus, nicht freundlicher als in der dumpfen Bethalle. Warum haſtete man doch ſo dem Ausgange zu und drückte Schulter an Schulter, Fuß an Fuß? Ob dort oder hier, war das von Belang? Hermine wurde nun auch in die Menge eingepfercht. Lauter fahle Geſichter ſchoben ſich neben ihr vorwärts, unbewegt ſelbſt beim Flüſtern, eine Parade von feierlichen Geſpenſtern. Ihr Körper war kalt, obgleich eingepackt.

Nachdem ſie ſich geſagt: „Die Kleider ſtecken zwiſchen uns . . .“ ſchaute ſie fröſtelnd hinaus auf das Himmelsſtückchen, in deſſen Ferne einen Moment verblaßte Feuerlilien ſchwebten, indeſſen mochte ſie ſich das auch nur vortäuſchen.

Sie ſprach zu ihren Eltern ſo ſeltſam, daß ſie ſich zu Hauſe ſofort für krank hinlegen mußte. Am anderen Tage ſtand ſie zu Eliſabeths Begräbnis eine Stunde auf, um dann noch eine ganze Woche im Bette gehalten zu werden.

Die Geſtalt der Freundin veränderte ſich in ihrem Gedächtnis mehr und mehr. Sie vergaß ihren Gang, ihren Wuchs, den diamantenen Glanz ihrer Stimme, ſogar die lieblichen Spiele der Augen. Ohne Bewegung konnte ſie ſich bereits im nächſten

Frühling ein Gerippe unter der sanften Veilchendecke denken. Aber Elisabeth war doch um sie, mit geistigem Leib, mit unaussprechlich neuem Namen. Sie schweifte und lachte und weinte mit ihr und füllte mehr und mehr ihre Welt; auf dem Siebengestirn, mitten im summenden Bienenschwarm, zwischen den stillen Sparren auf dem Boden, im Blitz, im Läuten der Kirchglocken, im Gelächter der Mitbürger, überall weilte sie. Sie war in der ganzen Stadt zu finden, nur daß sie allein Hermines Sinnen und Hermines Seele freund war und sie anzog, manchmal rauh, wie wenn in Feuersnot ein Seil um ihren Körper gelegt wäre und zum Ersticken eng zugeschlungen würde.

Sie ward Hermines verklärtes Ich, stark und geheimnisvoll, ein immer erreichbares Sinnbild für Seelenwallfahrten, gleichviel aus welcher Regung her.

Viertes Kapitel

Während sich Hermine mit der Bürgerschaft des Städtchens, im Tiefsten bebend, sie möchte zerdrückt werden, auseinander gesetzt hatte, kannte diese Bürgerschaft das Mädchen kaum. Es war zwar auf der Straße getroffen worden, man hatte flüchtig nach seinem Namen gefragt, es war mit Anteil als die Tochter der jungen Frau Dagott betrachtet und ihr Bild in die lokalpatriotische Rumpelkammer des Gedächtnisses geschoben worden, zumal die Freundschaft mit der Tochter des Bürgermeisters nicht unerwähnt blieb. Damit war jede Neugier erschöpft und um die Zeit jener Konfirmation jedes Interesse an dem jungen Ankömmling längst tot.

Später wußten selbst die gleichaltrigen Mädchen wenig um Hermine, da sie nur oberflächlich mit ihr bekannt waren und das Gefühl hatten, als würden sie gemieden.

Frau Katharina suchte in den ersten Jahren ihres städtischen Aufenthaltes selten Gesellschaften auf und bemühte sich nur gering um neue Bekannte, erzählte daher nur Allgemeines und Zusammenhangloses von ihrer Tochter und unterließ am liebsten überhaupt, von ihr zu reden.

Der alte Pfarrer schmetterte seine Predigten nach wie vor in eine wohlgefüllte Kirche, und daß

eine einzige seiner früheren Konfirmandinnen gar nie unter den Zuhörerinnen saß, konnte er unmöglich bemerken; auch am Tisch des Herrn drängten sich so viele nach dem Brot des Lebens Hungrige, daß er eine für ihr ganzes Leben Gespeiste nicht vermißte. — Wieviel weniger hatten die übrigen Männer Zeit, auf rätselhafte Blicke einer Unbekannten zu achten! Sie waren vom Morgen bis zum Abend fleißig im Laden, bei ihrem Handwerk oder Acker.

Zu aller Arbeit begann sich in Unterhaltungen hier und da, selbst schon in zünftigen Versammlungen eine Aufregung langsam auszubreiten; nur drei Jahre noch fehlten, bis das fünfhundertjährige Jubiläum der Stadtgründung begangen werden mußte. Den Handwerkern war verbrieft, bei dem dann stattfindenden großen Umzuge mit besonderen Ehren teilzunehmen, und unter ihnen regte sich allmählich ein Wettbewerb um die hervorragendsten Stellen. „Ich trage eine Fahne!“ sagte der Böttcher Bürrmeister und bezeichnete sich als einen Menschen, der immer — nun mindestens seine Pflicht getan. Baute er alle von ihm verfertigten Tonnen aufeinander zu einer Pyramide, so würden sie die Spitze des Kirchturms erreichen. Sogar noch der achtzigjährige Glaser Hopp beteiligte sich an dem Rangstreit mit der Bemerkung, in der ganzen Stadt wäre wohl kaum eine Fensterscheibe (Keller- und Bodenluken nicht ausgenommen), die er nicht

irgendwann eingesetzt, worauf der Metzger Müllerstein es ihm zuvortat, indem er die Vermutung verfocht, daß die ganze Stadt zum Wanken, was sag ich, zum Einsturz kommen würde, wenn sämtliche von ihm geschlachteten Schweine zu gleicher Zeit schrien. Darob erhob sich unter den Anwesenden ein großes Gelächter, nur ein Fischer stimmte nicht ein, sondern verdrehte die Augen, denn er sah in Gedanken es um sich von unzähligen fetten Regenwürmern wimmeln, die er im Laufe der Zeit an seine Angeln gespießt hätte.

Zwar steigerte man seine Phantasie selten zu solchen wunderlichen Berechnungen, — aber wer hatte Zeit, an die arme Hermine zu denken?

Nicht einmal ihr eigener Stiefvater Dagott. Ihr Gebahren wurde ihm etwas Altes. Auch er hatte genug zu tun, wo nicht in seinem Laden, so doch zum Wohle der Stadt. Mit unbegrenzter Opferfreudigkeit und nie versagender Hingebung in den Ratsversammlungen tätig, genoß er großes Ansehen in der ganzen Gemeinde, wenn man sich hinter seinem Rücken auch wohl ein klein wenig anlächelte. Das sah er ja nicht. Er mißdeutete sogar etwas eitel, wie manchmal kleine Kinder mit Fingern auf ihn wiesen: er strebte um so eifriger, seine ganze Kraft gemeinnützigen Arbeiten zu schenken.

Tapfer, alles vergessend, schritt er in der langen schmalen Stube hinter seinem Laden, wenn's dämmerig wurde, auf und ab und arbeitete unermüdlich an seinen Reden. Im Winter mußte der breite eiserne Ofen ihm recht warm geheizt werden, damit er zur Erhöhung seiner behaglichen Tätigkeit bei Sturm ein Spältchen am Fenster aufsperren könnte, um es tüchtig rütteln zu hören. Die Reliefbilder am Ofen, welche eine Heuernte darstellten, putzte er sich selbst glänzend blank; stumpfes Eisen war nicht nach seinem Geschmack. So stand nichts im Wege, daß sein Geist die schönsten Funde machte. Flossen ihm die Gedanken am besten, so schritt er schneller, indessen blieb er auch zu Zeiten ein Weilchen stehen, die Hände in den Hosentaschen, etwas vornüber gebeugt, und ließ die Lippen sich kurz bewegen, während ein angenehmes Schütteln durch den Körper sickerte. Hermine erzählte Grelert einst boshaft, sie habe im Laden gesessen und zu jener Stellung die Worte vernommen: mit Majestät!

Dagott aber wurde mit seinen Erfolgen eitler. Er ging mit dem Gedanken um, eine Zeitung zu begründen, damit jedermann seine Reden lesen könne. Darauf war er verfallen, weil in einer Ecke seiner Stube alte, hübsch eingebundene Jahrgänge auswärtiger Blätter aufgestapelt lagen und unter wunderschönen Frakturtiteln die interessantesten Begebenheiten „aus so lang verwichenen Lustren" aufbe-

wahrten. Er ſetzte ſich gern auf dieſen Zeitungsſtoß, ſtieß mit den Ferſen behäbig trommelnd gegen die ſchwarzbedruckten ſtattlichen Rücken, ſchielte ſie freundlich vorgebückt zwiſchen den Knien hindurch an und nannte ſie im ſtillen die Großväter ſeines Gründergedankens. Als er aber ſeinen Plan mit einigen Bekannten beſprach, wieſen ihn dieſe beluſtigt ab mit der Frage, was er denn in ſeine Zeitung hineinzuſetzen gedenke. Er rettete ſich, indem er ſcherzhaft verſetzte: „Nun, jede Verlobung.“ Das ließ man nicht gelten, weil wirkliche, nicht erdichtete Verlobungen zuſtande kämen eine wie die andere, alſo eine Beſchreibung nicht anziehen werde, die er, da die bloßen Namen ihm wöchentlich kaum eine Zeile füllen würden und da er ein beredter Mann ſei, doch beabſichtigen müſſe.

Seitdem ſprach man wieder vierzehn Tage lang von Hermine. Dagott habe vor, ſie ſchon zu verheiraten, obwohl ſie kaum ausgewachſen ſei. Hermine kam das Gerücht zu Ohren, doch trotz ihrer bitter ſpöttiſchen Blicke beachtete Dagott ſie nicht mehr beſonders. Er ließ ſeine Gedanken dadurch nur auf Augenblicke voneinander trennen, nicht anders als durch die gewohnten Schläge der Kirchenuhr, die er zwar jedesmal ſorgfältig auszählte, ſelbſt wenn er ſchrieb und mitten in einem Satze ſteckte, und die doch eben nur eine Unterbrechung, keine Störung bildeten.

Seine Tätigkeit befriedigte ihn mehr und mehr, und die Luſt ſeines Herzens zeigte ſich in einer immer innigeren Liebe zu ſeinem jungen Kinde — wenn Hermine ihn nie ſuchte, konnte er ſie allenfalls entbehren — und zu ſeiner Frau.

Frau Katharina wurde nun ganz glücklich und beſchäftigte ſich gleichfalls weniger mit Hermine. Sie lernte über Dagotts Schwächen hinwegſehen wie die Bürgerſchaft, ſie gewöhnte ſich, den Mann zu ſchätzen, den alle ſchätzten, den Gatten wieder zu lieben, der ſie liebte. Sie hatte lange genug einſam in den vier häßlichen Stuben rechts vom Flur die Zähne klappern laſſen, jetzt rückte ſie näher an Dagott, hielt ſich oft im Laden und dem langen Brütehinterſtübchen auf. Aus der Küche, neben dieſem ebenfalls hinter dem Laden gelegen, mußte ſogar eine kleine Tür durch die Mauer gebrochen werden. Auch Ruth, die ſich zu einem haſtigen, ſehr ungezogenen Wicht entwickelte, zog über den Flur nach, und es lagen ſeither viel mehr zerbrochene Teller und Taſſen am Boden, ohne daß böſe Worte hinterdrein polterten. Die Ehezwiſte hörten faſt ganz auf, und Frau Katharina hatte Hermine nur ſelten die dafür nach ihrer trockenen Weiſe gemünzte Formel mitzuteilen: „Heute war wieder Hochzeit.“

Da ihr der Haushalt mehr ihr berechtigter Wirkungsbezirk ſchien als bis dahin, entwickelte ſie

wieder ihre vernachläſſigte Haupttugend der Sparſamkeit und kam dabei ſich ſelbſt poſſierlich vor, denn alles war im Überfluß vorhanden. Nur mit einem Lächeln konnte ſie ſich an frühen Wintermorgen vor das offene Ofenfeuer kauern und dort am Strickzeuge Maſchen aufleſen, die Lampe zu erſparen. Dann freute ſie ſich, Dagott ſchnarchen zu hören. Im nächſten Augenblick würde er erwachen, ſie fragen, warum ſie ſich die Augen verderbe, ſich über ihren Geiz prächtig erregen und ſchließlich das Frage- und Antwortſpiel mit einem Kuſſe abbrechen.

So fand ſie die beluſtigende Seite ihrer Sparſamkeit, die ihr doch tief im Blute lag, in der Beziehung auf den Gatten: wo die verſtohlen vernachläſſigte Hermine dabei ins Spiel kam, wich ſie peinlich ab. Nur ſchwer erweicht durch inſtändige Bitten, verſtand ſie ſich dazu, das Dienſtmädchen abzuſchaffen. „Ich muß — muß — ſchwer — ſchwer arbeiten," hatte Hermine gebeten. Nun ſah ſie es beklommen an, wie die Tochter ein Jahr um das andre in den Stuben rechts vom Flur, im Keller, auf dem Boden, im Garten ſchaffte, ſelten ganz froh. Eigentlich einmal nur ſchien ſie ſich vor Freude nicht laſſen zu können. Klein Ruth ſtürzte damals herein und erzählte, Hermine habe ſie unter Tränen glühend umarmt. Aber wer weiß, was dieſer Überſchwang bekunden konnte!

Indeſſen tröſtete ſich Frau Katharina: Sie iſt glücklich, ſie kann es vor anderen nur nicht ſo zeigen. Ich war ebenſo in ihrem Alter. Laß ſie erſt näher an meine Jahre kommen! — Die viele Arbeit ſchadet ja ſchließlich nichts.

In allerlei Handarbeiten wohl bewandert und geſchickt und deshalb ſtolz auf ſich, unterrichtete ſie Hermine, Nadel und Zwirn zu handhaben. Doch zeigte ſie nur die notwendigſten Handgriffe und erklärte kaum die Muſter, um aus den unbehaglichen Stuben ſchnell ins Geſchäft oder die Küche zu entkommen. Sie hatte eben jahraus jahrein für Speis und Trank zu ſorgen und die Kunden bedienen zu helfen, und Hermine nähte Jahr um Jahr.

Nur ſonderbar, manchmal erhob das Mädchen ein fertiges Hemdchen, ſchüttelte die Falten auseinander und ſagte trübe: das iſt nichts Schönes geworden, obwohl es ſauber und paſſend gearbeitet war. Die Mutter wußte gar nicht, was das zu bedeuten habe, denn ſie kannte nicht das Geſpräch mit Hugo Winterlicht. Aber ſie freute ſich ſchließlich über die Äußerung als Beweis jugendlich ungenügſamen Strebens.

Ja, und doch hatte ſie ſich zu wundern über die ganze Lebenshaltung Hermines, über Kleinigkeiten, Worte, Bewegungen, Schweigen, beinahe tagaus tagein, ſo wenig ſie beobachtete. Sie verſtand nicht, warum Hermine ſich nicht nach einer

neuen Freundin umſehe, was doch nicht ſchwer und fruchtlos ſein konnte, da ſie Eliſabeth Pfeiffer gleichſam zufällig gefunden. Sie begriff auch nicht, warum Hermine immer wieder in Abſtänden von ein bis zwei Monaten abends zu Grelert ging, warum gerade zu einem Totengräber, und auf ihre vielfachen Fragen, was ſie denn mit ihm auszureden habe, erhielt ſie die Antwort: „Meiſtens ſind wir ganz ſtill; er ſitzt nur auf der Bodentreppe und ſpielt Harmonika!“ Dieſem komiſchen Manne ſtrickte Hermine gar einen blauen, zu ſeinem Rocke paſſenden Schal. Allein Dagott erhielt einen noch längeren und breiteren aus weißer Wolle, ſo war nichts dagegen einzuwenden. Sonderbarerweiſe hieß es nur wieder von dem weißen: „Da hab' ich nichts Schönes geſtrickt.“

Am beſten war wohl, Hermine ohne viel Einſpruch nach eigener Wahl leben zu laſſen und auf allmählich ſich entwickelnde Klärung zu vertrauen.

Die Schattenhöhlchen der Mundwinkel Frau Katharinas glänzten von einem dauernden Schmunzeln.

Am meiſten bekümmerte ſich noch Lehrer Karp um Hermine. Ihn hatte damals, als ſie ihm den Unterricht aufkündigte, eine Art Scheu vor ihr ergriffen, die ſich bald verlor und dann, mit ihrem Älterwerden, wieder wuchs.

Zu den Mittagsmahlzeiten blieb er weiter Kostgänger im Hause Dagott und suchte, an den Gesprächen ziemlich unbeteiligt und durch Aufmerken nicht völlig in Anspruch genommen, in Hermines Gesicht zu lesen. Er glaubte herauszufinden, daß sie ihn wärmer betrachtete, ohne freilich sich ganz zu erwärmen. Die lieblicheren Funken aus den Augen wären nur gleich plötzlich aufsprießenden Rosen in zwei Schneefeldern, und er glaubte sogar Blütezeiten unterscheiden zu können. Jedesmal, wenn eine neue eintrat, lag ihm ein linder Rhythmus in den Ohren, der langhaftend die Worte gliederte: Jetzt sind — die Zeiten — der Rosen — im Schnee! Den Vergleich aber fand er, als Hermine in der Mitte ihres achtzehnten Lebensjahres stand. Es schien ihm nun anziehend, wer weiß aus welcher mutwilligen Laune her, einmal einige solcher Rosen zu zerpflücken, und dazu bediente er sich folgenden Umstandes:

Bei seinen einsam bis in die Nacht währenden, aber trotzdem sehr bescheidenen und mäßigen Abendimbissen beschäftigte er sich mit der Durchsicht populär-astronomischer Werke und zwar so zelotenhaft, daß er gern, falls er einmal zum Reden neigte, die Unterhaltung auf die Sternkunde lenkte. Er bemühte sich, alles möglichst eindringlich zu schildern, und zum Zeichen des hob er unermüdlich die beiden Eidfinger am schlaff hängenden Arm

nach vorn. Seine Stimme dehnte alle Silben auseinander, bloß die Empfindung wollte nicht an Gewalt zunehmen und saß wie ein hartnäckig kleines Knötchen in ellenweit ausgezogenen Gummifäden. Als er jene Grausamkeit mit Hermine vor hatte, erfaßte ihn selbst unversehens das Grausen bei seinen bedeutend an sie gerichteten Worten vom möglichen Zusammenstoß eines Kometen mit der Erde, während Hermine keine Furcht, nicht einmal ein Staunen zeigte. Mehr schien sie gar ihn selbst ergründen zu wollen. Der Weltuntergang mußte sie nicht berühren.

Seine Scheu vor ihr steigerte sich darauf erheblich, und er begnügte sich, fortan nur auffällige Verwandtschaften einiger ihrer Neigungen mit seinen im stillen festzustellen: sie liebte die dumpfen, in der Nähe von schattigen Kolonialwarenhandlungen hausenden Kellergerüche wie er und manche auch von ihm geschätzte Blumen. Seine Mühe, eine bestimmte Seele aus den Blüten zu deuten, blieb fruchtlos. Das war nun einmal eine grundlose Vorliebe, und sie stimmte überdies nur bei einigen Gewächsen überein. — Diese hatten meist ein altertümliches Aussehen oder einen gleichsam verschollenen Geruch. Besondere Aufmerksamkeit genossen hahnenfußartige, blau blühende Stauden, die bei trübem Wetter von innen zart durchglüht schienen, und mit deren Töpfen Hermine ein ganzes Fensterbrett besetzt hatte.

Von ihnen ſchaute ſie eines Sonntags, wie Karp gar wohl wahrnahm, vergleichend auf die blauen Äderchen an ſeinen Handwurzeln, mit neugierig mitleidigem Blicke. Karp ſammelte ſeitdem alle ihre Blicke auf ſeine Schläfen und Hände wie Schmetterlingspuppen: das feindſelige Bedauern, das er früher in ihnen beiläufig überraſcht hatte, verwandelte ſich offenbar in Teilnahme und Milde.

Seinerſeits ehrfürchtig-mitleidig, bemühte er ſich, ihr kleine Gefallen zu erweiſen und ein wenig Freude zu bereiten. Am meiſten vergnügte es ihn um ihretwillen, als er am Beginn ſeiner Mühwaltungen von ſeiner alten Mutter einen Feſtkuchen erhalten hatte und einen Koſtehappen zu Dagotts hinübertragen durfte. Lange überlegte er mit dem Meſſer in der Hand, wieviel er einpacken ſollte, teilte in Gedanken einen Viertelnapf ab, dachte an Hermine, unſicher die Schneide ein Stück weiter rückend, und zerviertelte nach der Erwägung, daß Dagott ein ſtarker Eſſer ſei und von der Süßigkeit am Ende zu wenig übrig laſſen würde, den ganzen Kuchen. Mit ehrbar verkniffenem Lächeln überſchritt er die Straße, um am Kirchhofszaun entlang den Marktplatz zu gewinnen — auf der Straßenſeite, die Hermine zu benutzen pflegte. Seines guten Herzens Ruhm durch Dagott nahm er mit einem huldvoll abweiſenden hm! auf, ſuchte aber in Hermines Gebärden irgend

eine Anerkennung. Sie blieb aus. Nun erzählte er wehmütig, als müſſe er unheilbar krank zu Tode ſiechen, wie er in ſeiner Kindheit von der Mutter Kuchen erhalten hätte, wenn er mit ſeinem Schweſterchen Eliſabeth vor verſammelter Tantenſchaft Geſchichten erzählte, dergeſtalt, daß er mit Ausmalungen aushalf, wenn Eliſabeth in den Ereigniſſen ſtecken blieb. „Eliſabeth hieß Ihre Schweſter?“ unterbrach ihn Hermine feurig, „und Sie gaben die Ergänzungen? O, das iſt ſchön!“ — So unterdrückte er, daß ihm der Kuchen eigentlich zum Lohne dafür zugeſtanden wurde, daß er die Anweſenden mit ſeinen wirren, unſinnigen Erfindungen höchlich beluſtigt hatte. Seinen Zweck, ein freundliches Wort von Hermine zu hören, hatte er erreicht und ſich in der Kraft des Namens Eliſabeth nicht geirrt.

Kurz, er ſuchte auf die verſchiedenſte Weiſe in Hermines Weſen einzudringen, doch Gewohnheit und die Beſchaffenheit ſeines eigenen Gemütes bewahrten ihn davor, daß er jemals ſehr überraſcht wurde.

So blieb, was in Hermine etwa ungewöhnlich war, lange vor den Leuten verborgen. Aber es war nicht ausgeſtorben. Es war mit leiſen Kräften immer am Werke, und endlich wurde ſie von den vielen ihr ſeltener zugewandten Augen

so angesehen, als wanderte ein schwarzer Stern über ihrem Haupte mit und faßte sie in einen Kegel schwarzen Lichtes ein. Da sie an Alter zunahm, wurden verworren dunkle Eindrücke von ihrem Verstande auseinander geschlagen, und sie sprach deshalb nie mehr so brunnenhaft hallende Worte wie nach dem Einzuge oder so irrsinnig einsame wie nach der Einsegnung, deshalb nicht, aber eines Abends tat sie auf Grund herbeigesogener Wirklichkeit hilflos vor der Mutter die Lippen auseinander . . .

In sechs Monaten hatte sie leise jene mit sich selbst beschäftigte Bürgerschaft auf sich aufmerksam gemacht, als sie achtzehn Jahre alt war und auf ausdrückliches Verlangen der Eltern zu Besuchen, Familienfeiern, Vereinsfesten und ähnlichen Veranstaltungen mitgehen mußte. Früher war sie seltener in größerer Gemeinschaft gesehen worden und hatte als Kind gegolten, wo etwas an ihr zu bemänteln oder entschuldigen war. Jetzt erschien sie nach langer Pause als eine junge Dame.

Anfangs nahm man nur eine ungewöhnliche Schweigsamkeit an ihr wahr, ab und zu eine auffällige Kleinmut, und beobachtete ausschweifende Wünsche in Kostümfragen.

Manche stolze Mutter bemitleidete Hermine im stillen, daß sie noch so schüchtern sei und an Gewandtheit im Verkehr sich mit ihrer Tochter nicht

m entfernteſten meſſen könne, und aus Mitleid wurden bei feſtlichen Anläſſen manche jungen Mädchen von den Angehörigen zu Hermine herüber geſchickt: ſie ſcheine ſo einſam zu ſein. Aber wenn die luſtigen Fräulein zurückkamen, hieß es: Hermine iſt komiſch. Mit Hermine iſt nichts anzufangen. Hermine iſt langweilig. Hermine iſt lauernd. Und die luſtigen Fräulein wurden von den Eltern ausgelacht, und die Schuld ward ihnen zugeſchoben.

Darüber erzürnt, gingen ſie das nächſte Mal mit Hermine nicht gerade linder um. Auf dem Heimwege keiften ſie, daß die dunklen Straßen beinahe erwachten. Wenn man Hermine zufällig bei Dagotts ſpreche, ſei ſie noch leidlich zu ertragen, obwohl ſie auch dann ziemlich albern ſei. Sie wiſſe nichts zu erzählen als dumme Scherze aus der Kindheit und krauſe Träumereien. Und höre man ihren Erzählungen nicht geſpannt zu, oho, merke ſie es, werde gereizt und mürriſch. Sie ſchmolle leicht. Das ſei ſo alles bei ihr zu Hauſe — ach ja, und dann ihre törichten, geheimnisvollen Redewendungen wie: ich warte; aber zu den großen Feſten ſcheine ſie ſich völlig auf Muckertum vorbereitet zu haben. „Daran läßt ſich nicht zweifeln," ſprach nun die erfahrene Frau Schwarzbart aus dem Hintergrunde und ſchnitt, weil alle darüber ſtaunten, jegliche weitere Erörterung ab. An der

nächſten Ecke gähnten ſich aber ſchon mehrere Mäuler des heimziehenden Fähnleins aus und verabſchiedeten ſich dann.

Nach vierzehn Nächten trat aus dem großen Lokal in der Ölkannengaſſe nahe dem See ein ähnlicher Trupp, voran Friederike Turtel, die Hände in die viel zu hoch angeſetzten Jackettaſchen geſtemmt und den Mund mit dem Nachgeſchmack einer Zigarette öfter heimlich anhauchend. Mit einer anbetenden Gebärde gegen das Geſtirn ſagte ſie: „Kein Wort war aus ihr heraus zu bekommen.“ Aus der dritten Reihe hieß es: „Ihre Limonade ſtand unberührt vor ihr, als die anderen längſt ausgetrunken hatten,“ aus der zweiten: „Sie drückte ſich immer an den hinteren Tiſchen herum,“ und wieder aus der dritten: „Dann ging ſie hinaus, ich glaube, hier nach dem See herunter.“ Und Friederike Turtel kehrte ſich ſchnell herum: „Still, da geht ſie ja noch!“

Weil die Jungen andauernd ſo erzählten, konnten die Alten ſchließlich nicht alles beſchönigen und allem widerſprechen. Immer zwar fanden ſich etliche gereifte Damen, die entſchuldigten, doch dadurch wurde die Unterhaltung über den Gegenſtand in die Länge gezogen. Je mehr man von Hermine redete, deſto ſonderbarer ſchien dieſe ſelbſt zu werden, und es wurde nun nicht mehr ſchwer, Züge zu ſammeln. Man ſuchte immer eifriger, wie Knaben,

die einen Drachenſchwanz aufknüpfen, mit jeder bunten Elle ungeduldiger werden.

Hermine ſollte manchmal ſeufzen, wo die anderen lachten. Im Konzertgarten hatte ſie ſogar einmal geweint. Weil ſie den Totengräber aufſuchte, fand man, daß der ihr den Kopf verdrehe; ſie ſpreche ja mitunter zum Verwundern. Hanna Hagen hatte ſie anvertraut, daß ſie gegen Abend die reichſte Seelenfülle in ſich ſpüre, von der Zeit an, da die Schatten halbmeilenlang würden. Und ſie denke ſich, wenn es ganz dunkel geworden wäre, reiche ihr eigener Schatten bis in die Sterne hinauf, ſogar bis in die entfernteſten, ſo daß die Hüften mit Sternen beſetzt ſeien und die Bruſt, der Hals und das Geſicht.

Frieda Keßler verbreitete als Hermines Bericht: Hinter ihrem Garten ſtehe ein verſumpfter Graben. Eine Stelle darin ſei wie ein blaugrünes Pfauenauge gefärbt. Das komme aber von den giftigen Pflanzen, und Hermine habe mehrfach die Verſuchung geſpürt, von dem bunten giftigen Waſſer zu trinken.

Solcher Mären kannte man wohl zwanzig. Aber ſie erſchöpften ſich doch, und ſo ſprach man von den Abendgängen Hermines. Nach Grelert fragte man Dagott aus, der ſelbſt nichts wußte und zu den krauſen Andeutungen beſonders wäſſerig ſchielte. — Als man alles vielfach überdacht, ſagten

einige kecke Burſchen, Hermine ſei wohl etwas beſchränkt und weiter nichts. Schüchtern hoben ſich im Kreiſe die Achſeln, doch bald in energiſchem Doppelzucken, was wie eine mitleidige, aber erwünſchte Zuſtimmung ausſah. Nicht lange, ſo tippten andere ſchon ihren Finger ſanft an die Stirn. Mit mutigem Schrecken und gieriger Entrüſtung wies man das zurück. Die Belege ließen ſich aber leicht häufen, und ſo begannen ſich wirklich vereinzelt ernſtliche Zweifel an Hermines geſundem Geiſte zu regen. Die Gläubigen verſtanden nun erſt ganz die ſpäte Wandlerin vor Dagotts Hauſe, durch die Gaſſen, und die Bedeutung des Mondlichts für ſie.

Damals verſchwand Hermine aus allen glänzenden Sälen und ſelbſt von den Straßen. Eines Abends ſpät trat ſie verſtört in die Küche, wo Mutter und Stiefvater Hand in Hand ſaßen und Ruth auf Dagotts Schoße eingeſchlafen war. „Mutter," ſagte ſie gepreßt, drehte ſich langſam um und ſchlug mit Abſcheu die Tür zu. Frau Katharina ließ Dagotts Hand fahren, ſprang auf und umſchlang Hermine, als ob dieſe ohnmächtig niederſtürzen wollte. „Was geſchieht?" fragte Dagott mit verſtellt klingender Stimme, da die Frauen ſchwiegen. Die Mutter ſtreichelte ihrer Tochter, die nun größer war, als ſie ſelbſt, beide Wangen.

Einige der ſpäten, zierlich am Honig nippenden

Fliegen kamen um die Frauen wütend herumgesummt und waren verschwunden.

„Mutter," fuhr Hermine endlich fort, und in ihrer Stimme schienen jahrhundertstarre Klagen und Taten von Vorfahren nachzuleben, die immer gedrückt und mit Frohn beladen gewesen waren. „Ist es möglich? Ich bin doch über achtzehn Jahre alt. Sie stehen jetzt am Fenster im dunklen Gelaß und sehen mir hämisch nach. Sie verstecken sich hinter den Laden und lauern durch die Ritzen. Ein Kopf wurde mir nachgereckt. Die Gardinen haben sich bewegt. Ich mußte durch die ganze Stadt gehen heute abend, weil ich früher hier und da diese Schändlichen in den Fenstern gesehen hatte. Ich mußte gehen — ich mußte gehen! — Es ist sehr dunkel, aber ich habe mich nicht geirrt: Ein Bub' hat mir seine Hand von der Nase gespreizt und das große Mädchen neben ihm, ich glaube Friederike Turtel, ihm nicht gewehrt. Und ein anderes Kind hat mir die Zunge ausgestreckt. — Ein Hund heulte, als sähe er Geister vorüber schwirren; da lief ich bis hierher und habe nur eine Weile im Hausflur gestanden."

Noch einmal schlangen die schnellen Fliegen um der Frauen Köpfe ihren tönenden Kreis und waren verschwunden.

Frau Katharina beklagte sich anderen Tages bei mehreren Nachbarinnen, daß man ihre Hermine so

rücksichtslos behandle, und erreichte, daß sich das Gerücht der Geistesstörung, welches durch die Flucht bei den wenigen Anhängern noch geschürt war, verlor, und nach ihren vernünftigen Worten sowie denen einiger besonnener Hausväter flaute das ganze Gerede über Hermine ab.

Die Verängstigte durfte nun nach ihrem Wunsche völlig zurückgezogen leben.

Fünftes Kapitel

Totengräber Grelert tappte die Bodenstiege vom Taubenschlage mit beschleunigten Zappelbewegungen herunter, da es neun Uhr schlug. Um diese Stunde hatte ihm Hermine zu kommen versprochen. Er löschte mit kreuzvergnügtem Blasen die Laterne und setzte sie in seine Küche. Er freute sich auf den Besuch. Hermine war gut zu ihm, er nannte sie noch immer Du. Hermine hatte Vertrauen zu ihm, dem Taubenvater. Hermine war aufrichtig bis zur Grausamkeit gegen sich selbst.

Er kannte die Gründe dafür, daß sie manchmal sehr lange ausblieb und dann doch eines Abends wieder klopfte. Die Stadt brachte sie ins Gerede, weil sie zu ihm ging. Man sagte ihr offen nichts, aber sie sah es den Klätschern hinter dem Rücken von den gespitzten Lippen ab, sie hörte es aus den knapperen Bemerkungen der Klätscher hinter dem Rücken, sie fühlte es aus dem verständnisvollen Zunicken der Klätscher untereinander. Dann blieb sie lange aus, aber ihm gelang es, sie den Klätschern zu entfremden und wieder in seine Stube zu locken. Er hatte sich so sehr an sie gewöhnt, daß er sie nicht ganz entbehren mochte und sie auf der Straße kopfhängerisch anredete: „Nun, willst du gar nicht mehr zu mir kommen?" Dann kam sie.

Bisweilen genügte schon ein lächelndes Grüßen, sie den anderen abspenstig zu machen, und sie selbst gestand, daß der Gruß sie angezogen habe, weil Scherz oder Ernst in dem Lächeln nicht zu unterscheiden waren. Er wußte es wahrlich auch nicht, ob Scherz oder Ernst darin gelegen hatte. Das kam in Gedanken, — an seiner toten Tochter aber hing er sehr und wollte an ihr Leben und Weben erinnert sein.

Heute also kam Hermine! Nach so langer Zeit! Ihm war bekannt, vor acht Tagen war sie aus den Straßen gelaufen und hatte sich ganz zurückgezogen. Es mußte etwas Schlimmes in ihr vorgegangen sein, dennoch hatte sie heute mittag mit ruhiger Herzlichkeit gesagt: „Abends um neun Uhr komme ich zu Ihnen", und mit heimlich lebendiger Stimme hinzugesetzt: „Lieber Herr Grelert, Sie allein —". — Er schüttelte den Kopf. Jajajaja, er kannte ihre Art zu reden, wenn sie sich nach einer Pause ihm zuwandte. Diesmal lag ein fremder Ton in ihren Worten, aber nicht ein Ton großer Enttäuschung, sondern ein sehnender . . .

Unter derlei väterlichen Erwägungen hüpfte Grelert in seinem Zimmer herum, wischte den Staub vom Wandbrett und kramte im Spinde, weil er vor Erwartung keine ordentliche Hantierung vornehmen mochte. Zufällig fand er einen großen Beutel voll Wal- und Haselnüssen vor, den er

irgendwo auf dem Lande zu Weihnachten geſchenkt bekommen und, anderweit vollauf beſchäftigt, vergeſſen hatte. Er ſetzte ſich damit zu Tiſch, zündete die Lampe an und begann zu knacken. Die meiſten Nüſſe waren hohl.

Seltſam doch, der fremde Ton! — Grelert wußte, vor wenigen Tagen war Hugo Winterlicht da geweſen. Eben zum Richter ernannt, verbrachte er auf der Durchreiſe einen Tag bei ſeinen Eltern. Mit ihnen und der Familie Dagott war er hier am Kirchhofe vorüberſpaziert, an Hermines Seite. Sollte dieſer Bekannte aus früheren Jahren wieder eine Neigung, nun eine reife Neigung in ihr erweckt haben? Wie ſehr gönnte ihr Grelert das Glück, ſich Hugo zu verbinden, mochte ſie auch fort in die Weite ziehen! — Hugo Winterlicht ähnelte ihr etwas. Er war von hoher Geſtalt, ſtolzem, faſt herriſchem Blick und dabei ſanften Zügen; ſeine Stimme klang voll und innig. Er ſchien Hermine mit Wohlgefallen zu betrachten, nein mit Liebe. — Er ähnelte ihr, — aber er war davon gefahren . . .

Ja, dieſe Walnuß wollte durchaus ihre Schale nicht ſprengen laſſen. Hatte das etwas zu bedeuten?

Wenn Hermine Hugo wiederliebte, ſo mußte er wohl eine adlige Seele beſitzen. Grelert kannte Hermine zur Genüge. Er hatte ſich mit ihr einſt von der Wünſchelrute unterhalten und, während ſie ſprach, die Rute als Sinnbild ihrer wähleriſch

ſuchenden Herzenswünſche genommen und gedacht: auch deine Wünſchelrute würde nur zucken, wo Gold glimmert. Bruno Pfeiffer, der ſich ſeit längerer Zeit um ihre Gunſt bemühte, fand immerhin ſpröde Erwiderung, aber nur ſpröde; und doch ſchien er Grelert ein wackerer, fleißiger junger Mann. — Hugo Winterlicht war davongefahren . . .

Es war doch wirklich ſonderbar, wieder ſtellte ſich eine Walnuß ſtörriſch.

Wenn Hermine nun auf Pfeiffer neu hingewieſen würde! Sie war unglücklich und mußte endlich jemand finden, dem ſie ſich hingeben konnte wie ehedem der Freundin Eliſabeth. — Vielleicht durfte man ihr zur Befreiung aus harter Lage auf Eliſabeths Bruder deuten?

Schau! ein Doppelkern lag in der Haſelnuß, ein Doppelkern!

Er legte ihn unter den hohlen Lampenfuß, und gleich darauf trat Hermine ein.

„Ich ſoll auf dem fünfhundertjährigen Stadtjubiläum mit ſechs anderen jungen Mädchen einen Tanz aufführen, zu allem, was mir widerfahren iſt, verlangt Dagott!“ rief ſie heftig.

Grelert merkte am Ton, daß er ſich nicht geirrt hatte, wenn er ſie voll Liebe vermutete, und ſtellte ſich ohne Antwort abwartend.

Ihre folgenden zerriſſenen Sätze bildeten eine deutliche Beſtätigung. Sie begann auf Dagott zu

ſchmähen und wiederholte leidenſchaftlich alle ſeine Schwächen, die der Totengräber ſchon längſt kannte. Das verborgene Spötteln ihrer Stimme, das jeden Bericht von ihrem Stiefvater zu begleiten pflegte, hatte ſich in offenen Hohn verwandelt.

Grelert ſchob ihr ſchnell eine volle Fauſt Nüſſe zu, die ſie aufgeregt mit den Zähnen zerbrach. Als ſie zu Ende gingen, langte er ebenſo ſchnell eine neue Handvoll und ſchlug ſie, um durch eine luſtig übertriebene Kameradſchaft im Grimme zu beſchwichtigen, dicht vor der Klagenden derb auf den Tiſch nieder. Sie ergriff haſtig die Nüſſe, ohne auf ihn zu achten, und das kleine Poſſenſpiel wiederholte ſich mehrmals: Grelert ließ die Nüſſe auf die Tiſchplatte krachen, Hermine zerkrachte ſie mit den Zähnen, und beide machten die verbiſſenſten Mienen.

„Schon ſeine Firma findet er ſicherlich bedeutſam in jedem einzelnen Wort," geiferte Hermine. „Benjamin, der jüngſte Sohn einer kinderreichen Familie, iſt doch nicht der dümmſte! Er darf den Namen Salomon mit gutem Gewiſſen tragen, und in dem Vatersnamen gibt ſich ein kleiner Herrgott auf Erden zu erkennen, — der mit Stoff zu Röcken handelt und doch kein Jude iſt!"

„Aber Kind!" warf Grelert hier ein, erſtaunt über die Galgenkeckheit.

„Überhaupt ſein: mit Majeſtät!" — Ihre Bruſt

hob ſich flach atmend, und ſie brach in Tränen aus. Grelert hatte Tränen nie an ihr geſchaut, obwohl er viele Phaſen durch ihr Gemüt hatte wechſeln ſehen.

Die ſchimmernden Wimpern machten ihn urplötzlich feierabendernſt. Solche glitzernden Schmerzen hatten in dieſer Stube mit den trocken aufrecht ſtehenden Kalkwänden ſeit einem Menſchenalter nicht mehr geglänzt, und dieſes Mädchen hatte nie ſolche herein gebracht und ſtand wie eine zweite, lichter aus dem Grab erſtandene Hermine Johannes da. Am ſchönſten dünkte ihn, daß ihre Schmerzen ſich durch keinen Wortſchwall betäuben oder beiſeite drücken ließen, ſondern, wie ſie waren, aufſtiegen, ſo wie eine wütende Flamme durch übergeworfene Tücher nicht zerdrückt werden kann, ſondern eine Bahn brennt.

Grelert zwang ſich aber in ſeine ſcherzhafte Weiſe zurück und rief, ſo ſtark er es mit ſeiner Flüſterſtimme vermochte, an die zehnmal raſch hintereinander: „ſo!“

Hermine ſchien befriedigt, daß er keine Frage in ihre Verwirrung warf, und fuhr gefaßt und feierlich zu berichten fort, wie ſie in der Stadt gleichſam geächtet worden ſei.

„Mein armes Wieſel,“ ſagte Grelert herzlich. Er ſchrak kurz zuſammen, denn er dachte dabei an Hermines Liebe zu Hugo Winterlicht und deſſen Abreiſe, beruhigte ſich jedoch augenblicklich, weil

Hermine ſein Bedauern unbewußt in die Beziehung geſetzt zu haben ſchien, in der es gemeint war.

Ihre Gedanken konnten abermals unmöglich bei dem Geſchilderten weilen, ſo vergeſſen und in ſich verriegelt ſchlenderten die Worte von der Zunge. Zudem ſchloß ſie ihre Erzählung mit ſanftmütigen, getragenen Sätzen ab, die aus fremdem Munde ſtammen mußten:

„Herr Grelert, vielleicht hebt das Schickſal ſeine unſichtbare Hand und zieht um unſer beider Leben einen Kreis, daß es abgeſchloſſen und eigen iſt. Vielleicht trennt das Schickſal mich von meinen verworrenen Träumen und geſtaltet das einſame Leben ſelber zum Traum.“

Grelert vermutete, Hugo möchte ähnlich geredet haben, vielleicht nicht mit dieſer feierlichen Verſchwommenheit, ſondern ſo deutlich, daß auch er einen einleuchtenden Sinn heraus geleſen hätte. Er wurde etwas verlegen. Er hatte Hermines Vertrauen nicht zuletzt dadurch gewonnen, daß er ſie wenig ausfragte und ihr wenig widerſprach, ehe ſie ihre Empfindungen bis zu Ende entwickelt. So zupfte er unglücklich an ſeinem rechten Rockärmel. Wenn Hermine da war, trug er auf ihre Bitte den fadenſcheinigen blauen Rock zur Erinnerung an den heiligen erſten Abend ihrer Bekanntſchaft. Er zupfte auch den linken Ärmel zurecht.

„Ja, ich habe es immer gemeint, du biſt ein

Tropfen Öl in einem Glaſe Waſſer," ſagte e
„Sieh einmal, weißt du, wie ich mit den meiſte
Menſchen verkehre? Wenn ich ſie berühren muß
dann berühre ich ſie nur mit dieſem Blauen hie
(er klopfte flach auf den Ärmel), und wenn ic
ſie anreden muß, dann rede ich nur mit dieſem
Roten hier (er wies auf die ausgeſpeilte Zungen-
ſpitze). Nicht weiter! Das andere verſteckt ſich
hinter dem Blauen und Roten."

Hermine hatte kaum zu Ende gehört, ſo ſprach
ſie von Hugo, nicht wie er ſich gegen ſie beim
Beſuch geſtellt, ſondern ſie gab ſein Schickſal wieder,
wie ſie es von ihm hatte. „Iſt es nicht ſchön,
daß mir jemand einmal etwas erzählt?" fragte ſie
mit ſo großen, verwunderten Zügen, als hätte ſie
eben in den güldenen Himmel gelugt und die
heilige Dreifaltigkeit ihr zugenickt.

Grelert hätte vor Rührung faſt eine Träne zu
den ihren gelegt, aber er beſann ſich, daß er ſeit
einem Menſchenalter nie geweint.

Und nun ließ ſie ihre ſammtenen Worte dahin
ſchweben, kindlich über ſich ſelbſt verwundert,
wie ein Fünfjähriges die regenbogenfarbigen Nach-
bilder der Silberſonne zum erſten Male tanzen
ſieht. Hugo hatte in der großen Stadt eine Ge-
liebte gehabt. Marie hieß ſie. Sie war allein
mit ſich etwas ſchwach, aber tief. Hugo dagegen
fühlte ſich ihr gegenüber roh. Da gab er ihr

von ſeiner Kraft und ſie ihm von ihrer eigenen Tiefe. So kamen beide vorwärts. Aber Marie ſtarb. — Und nun wußte Hugo, daß er am beſten ihr Gedächtnis wahrte, wenn er nicht lange müßig an weher Erinnerung hange, ſondern nach einer Verbindung ſuche, die wieder ſeine Seele zuſammen mit einer andern hinauf bildete. Die gute, gute Marie, welche die heilige Wegbahnerin für Hugos Leben war!

„Des Mädchens Wünſchelrute zuckte vor Hugo,“ ſagte Grelert ebenſo feierlichen Tones und freute ſich über den verborgenen Doppelſinn, der ebenſogut Hermine wie Marie meinen konnte. Er blickte auf ſeine Lampe und machte ſich klar, daß er der ganz Erglühten von Bruno Pfeiffer doch wohl nicht reden dürfte. Aber der Doppelkern erwies trotzdem ſeine Bedeutung. Er war zwei Herzen ähnlich, die nicht eins wurden — alte Lieder! —, und die er, der Totengräber, gemäß ſeinem Amte ſinnbildlich ſchon begraben hatte! Das Schickſal, von dem Hermine gefabelt, ſpielte ſo ſeine Streiche mit ihm, und die unſichtbare Hand legte ſpitzige Gedanken in ſeinen alten Schädel.

„Jetzt iſt er weg, wer weiß, auf wie lange,“ murmelte Hermine beherrſcht, und Grelert merkte erſt jetzt, daß ſie ſoeben lange geſchwiegen. „Auch mein Spielgefährte Edwin Maßholder, der kürzlich vom fernen Gute ins Heimatdorf zurückgekehrt iſt,

wird bald wieder abreiſen.“ Ihre Stimme klan kränklich ... „Ich war neulich da.“

Grelert verſtand ſie wiederum über ihre Wort hinaus. Die kurze Silbe ‚auch‘ verriet ihm ihrer ganzen Zuſtand, wie das Ölblatt im Taubenſchnabe nach der Sintflut Noah den der ganzen Erde. Er wiederholte, wie noch in die Geſchichte von Marie verſunken, ſein doppelſinniges Wort etwas verändert: „Des Mädchens Wünſchelrute zuckte vor ihm.“ Und der Doppelkern unter dem Lampenfuße erhielt eine andere Bedeutung: Hermine ſtand hier, aber jene beiden geliebten Herzen lagen von ihr getrennt durch eine eiſerne Schranke.

„Des Mädchens Wünſchelrute zuckte vor ihm?“ fragte Hermine voll leiſen Mißtrauens.

Grelert lenkte, aus der Verſonnenheit auffahrend, in ſehr plumper Wendung ab. „Herrn Edwin Maßholder, den kenne ich ſeit neulich. Ich habe in ſeiner Eltern Küche einen Topf beſtrickt. Den kenne ich; hei, der reitet.“ Seine Fäuſte ahmten ein trabendes Pferd auf dem Tiſche nach.

Und er dachte im ſtillen weiter an Edwin. „Den lieben, das glaub’ ich wohl! Der kam in den Hof geritten, daß die Gänſe auseinanderſtoben, ihre Natur vergaßen und in die Wolken fliegen wollten. Bumdilumbumdilumbum! dröhnte die Erde, daß ich es noch höre.“ Und er trommelte wieder den Takt auf den Tiſch. „Ein luſtiger

junger Herr iſt er. Neugierig iſt er, wollte mein ganzes Leben erfahren und machte ſich über meine Schickſale luſtig, aber auf eine Art, daß man es gern hörte. Freiwillig habe ich ihm erzählt, was ich andern nicht auf Befragen anvertraute, die Geſchichte von dem Meſſer da auf der Konſole. Nur Waſſer hat er getrunken wie ich, aber doch mit mir angeſtoßen und mir lachend Glück gewünſcht, ſpottend beinah, und es kam doch von Herzen.“ Er trommelte: „Es kam doch von Herzen.“

Er achtete nicht darauf, wie Hermine den Gang zu Edwin beſchrieb, er horchte erſt, als ſie ihm auf ſein anfängliches Schweigen hin unglücklich erklärte:

„Ich durfte doch hin, weil er mein erſter Spielgefährte war. — Ein trauriger Sonntag war es für mich, weil ich doch in der Stadt ſo hart — Wiſſen Sie, man möchte manchmal die Arme ausbreiten und ſie zucken ohnmächtig, als ſchnürte ſie ein Strick an den Leib. Ich ſah lange Reihen der Frohen vor dem Gaſthaus. Ich ſah ſie zu Paaren und Dreien verſchlungen aneinanderhängen. Ich hörte einen brauſenden Wortſchwall und empfand, getrennt durch eine unüberſchreitbare Kluft, die Freude der vielen Menſchen. Ich nahm nur die Luſt dieſes Tages wahr, die ſo groß war, daß ich vergaß, auch in ihn mündeten ungleiche

und wechſelreiche Leben ein. Für mich hatten ſich alle dieſe Augen noch niemals gefeuchtet, alle dieſe Lippen noch nie verfärbt, dieſe Stimmen noch nie dunkel geklungen. Darum wagte ich nicht, meine Arme zu breiten, denn ich mußte bangen, eine Laſt von Stein würde hineinſtürzen, aber kein Menſch.“

So klagte ſie und ſuchte dann nach Worten.

Edwin wäre zwar fröhlich, von Herzen fröhlich, nein doch nicht, nicht erquickend fröhlich. — Sie pflückte ſo ſchweren Herzens den Flieder hinter dem Stall aus dem Buſche, darunter die Scherben lagen wie ehedem, nichts als zerbrochenes Geſchirr, zerborſten wie die alten vergangenen — erquickend fröhlichen Tage und aufgehäuft wie ein Denkmal dieſer Tage. Dazu duftete das grauſchwarze morſche Holz der nahen Scheune in der Hitze unerfreulich. So erfriſchte aller Scherz nicht. Sie war vielleicht a uch nur nicht anregbar. Sie betrachtete alle Dinge mit einer ſeltſamen Sehnſucht: die ſei doch zu verſtehen, weil ſie als Kind oft genug in jedem Winkel dort geſeſſen. Und ſie merkte ſich alle Einzelheiten unter wehmütigen, aber doch ſehr unſinnigen Betrachtungen. In der Scheune lag das Stroh übereinander geſchichtet, ein feines gelbes Röhrchen beim andern. Warum traf der geheimnisvolle Sonnenſtrahl durch jene grauſchwarzen modrigen Latten nur ſo wenige und ließ die andern, ſelbſt die dicht daneben, ohne Kuß? Warum lagen gerade die zu oberſt und alle

anderen tiefer? Weshalb blies das Sommerlüftchen nur durch das eine Aſtloch und bewegte jenen einzigen frei ſchwebenden Halm!

Sie hielt auf einmal inne und ſchlug ein jähes krampfhaftes Gelächter an.

Grelert erhob den Blick nicht von ſeinem Lampenfuß.

Sie erzählte nach einer langen Pauſe, wieder in krankem Ton, doch heiſerer noch und gedämpfter, wie ſie mit Edwin im dunklen Hühnerſtall geſtanden.

Grelert merkte, daß ſie Sehnſucht gehabt hatte, Edwin dort zu umarmen und zu küſſen.

Doch ſie berichtete nur, wie ſehr viele Hühner im dicken Federpelz auf die Stange gedrückt ſaßen, mit blöden Augen, gleich Weſen einer anderen, ſehr fremden Welt. Wenn ſie gackernd aufgluckſten, drangen Laute aus dieſer düſteren Welt herauf. Zwar war ſie natürlich auch in unſerer Welt enthalten, aber eben graues Licht mochte für die Augen der Hühner darin herrſchen, und ihre Kehlen mochten darum ſo ſchluchzen.

Sie hatte ſich darüber mit Edwin lachend beſprochen wie ſchon in der Kindheit, aber die Unterhaltung hatte immer einen unbegreiflichen Hinterſinn mitgeführt. Weil Edwin ſo bald wieder fuhr, hatte ſie nicht vernünftiger zu reden beginnen wollen. Überdies war er nicht zu ernſten Worten zu brauchen.

Ihre Stimme hatte eine immer zärtlichere Heiserkeit angenommen und mußte nun abbrechen, um nicht abermals in Tränen zu ersticken.

Grelert fühlte sich geheimnisvoll bewegt, denn er konnte sich den Gedanken nicht aus dem Hirne treiben, das Schicksal spiele mit ihm. Wenn er die Lampe erhübe und die Haselkerne aus ihrem Gefängnis befreite! Nichts! — Aber er durfte doch wohl an Bruno Pfeiffer erinnern, der auch Hermines Liebe durchaus verdiente; ihr Herz neigte sich ja schon etwas zu ihm!

Er knackte zu Hermines Erstaunen zunächst zehn Nüsse. Die enthielten zusammen zwei Kerne. Er legte sie auf die entgegengesetzten Tischenden und erklärte: „Das sind zwei Herzen, die einander suchen.“ Dann erhob er die Lampe und wies auf die Doppelnuß: „Hier sind sie sich nahe. — Des Mädchens Wünschelrute neige sich vor Bruno Pfeiffer.“

Sein breites Grinsen flackerte auf.

Hermine fragte tonlos: „Was?“ wandte sich jedoch wie eine Lichtgeblendete ab und lief davon. Sie haßte von diesem Augenblick an Bruno Pfeiffer und wußte nicht warum. Zu Grelert sagte sie scheinbar gleichgiltig: „Ich komme nie mehr zu Ihnen.“

Grelert erschrak bis ins Mark, durch seine Knie rann ein ziehender Schmerz, seine Wangen spitzten

ſich, als würden ſie gekniffen. Er ſtand lange am Tiſch.

Dann ergriff er mit zitternden Fingern das Nußſäckchen, drehte die jammernde Ofenſchraube los und ſchüttete den ganzen Inhalt ins Feuerloch. Die Schalen las er ſorgfältig in den Beutel zuſammen, ſetzte ſich während dieſes Geſchäftes einmal wie erſchöpft in den Stuhl und legte das plötzliche Andenken behutſam zu Dolch und Strang auf die Konſole. Allein für den Doppelkern, in welchem er drei Männerherzen bedeutend mit Hermine verbunden, ſuchte er einen Blumentopf, füllte ihn auf dem Kirchhofe mit Erde vom Grabe ſeiner Tochter und dem Eliſabeths am Fuße der beiden Pappeln und begoß ihn unter der Pumpe mit derbem Strahl.

Drinnen in der Stube ſetzte er die Lampe auf den Fußboden und den Topf daneben. Er hockte und ſuchte nach Tränenſpuren von Hermine. Es waren keine da. Er brütete lange und ſchließlich verbreitete ſich wieder das Lächeln auf ſeinem Geſicht, von dem man nicht ſagen konnte, ob Scherz oder Ernſt in ihm lebte. Es erſtarrte wohl minutenlang.

Er muſterte noch einmal den Erdboden und dann den Blumentopf.

In dem lag aber ein vertrockneter Lebenskeim, und kein Nußbaum wollte herausſprießen.

Sechstes Kapitel

Etliche Tage nach dem Besuche bei Grelert trat Hermine mit ihrer Mutter um die dritte Nachmittagsstunde in die große Stube rechts vom Flur. Während Frau Dagott einen Stuhl am Fenster einnahm, wenige Schritte vor dem hohen Spiegel, setzte sich Hermine hinter ihrem Rücken mehr in den Schatten vor den runden Tisch. Frau Dagott fand es wünschenswert, in dieser Zeit der Tochter Gesellschaft zu leisten, obwohl sie keineswegs durch tröstendes Zureden oder Anregung zu heiterer Tätigkeit etwas linderte, sondern an eigener Arbeit schweigsam beiseite saß und schlanke Fäden schon vom fünften Knäuel wickelte.

Hermine hielt beständig einer zerrenden Spannung still, als wäre ihr Inneres unter unsichtbaren Keilen auseinandergequollen. Sie fand es völlig recht, mehr und mehr ganz abgeschlossen zu werden. Lange Gewöhnung hatte sie stets in sich zurückgetrieben. Auf Dagott schien ihre bloße Gegenwart in der Weise zu wirken, daß er mit besonders gesuchten Bewegungen und hervorragend lächerlichen Scherzen schäkerte, und dennoch verdrossen alle Einzelheiten sie weniger als der unveränderte Bestand seines Gemütes. Sie empfand es sogar als notwendige Fügung, mit Grelert erzürnt zu sein. Welch anderes Schicksal in aller Welt hätte

denn über ſie kommen müſſen! Mußte ſie nicht einſam wie der Verbrecher in ſeiner Zelle ſein?

Tanzen auf dem Jubiläum, gewiſſermaßen wieder unter die Schamloſen tauchen, dieſer hohe Gedanke Dagotts war ihr ſo drollig abſchüſſig, daß ſie ihn ſich immer von neuem zu eigen machen und ſofort abgleitend verlaſſen mußte, wie die Knaben mit eins oben auf dem Treppengeländer reiten und mit zwei auf die Flieſen plumpſen. Tanzen? — nein! Ach, tanzen? — nein! Zuſammen ſein mit den übrigen jungen Mädchen, den Geſchwätzigen, Leichtſinnigen, ſollte es locken?

Dennoch wünſchte ſie allein bei dem Gedanken an dieſe Geſchöpfe, lieber nicht ein Tropfen Öl im Waſſerglas zu ſein. Dieſes Bild ward ſo oft wiederholt, daß es zuletzt in alle Empfindungsketten ſein Glied gab. Faſt jede Stunde wuchs ein kleines Pflänzchen Neid auf, das mit Grübeleien totgewalzt und unter Schmerzen ausgejätet werden mußte: je älter jene Mädchen wurden, deſto mehr wußten ſie aus dem geſelligen Leben zu erzählen, worunter ſich manche ſchöne Anekdote fand. Einige hatten ſchon ein Liebesleben durchkoſtet und ſahen auf die unerfahreneren Genoſſinnen großmütterlich herab. Hermine konnte nichts dergleichen berichten, und wenn ſie an Verwandte Briefe ſchreiben und nicht klagen ſollte, mußte ſie die Seiten nicht mit Traumgeſichten oder gar Lügen füllen?

Und nun hatte sie sich den dunklen Garten als Bereich gesetzt für alle Stunden, alle Tage, und dieses Haus! Eigens für sie schien es gebaut. Sie sah sich in der Stube um. An keine Stunde konnte sie sich erinnern, in der das Zimmer ganz mit Licht erfüllt gewesen. Vor den Fenstern plusterten sich sommers die Kastanien und schütteten ihre dicken Schatten voran den Sonnenstrahlen auf den Fußboden, und dann spielten sich zuckend und entsetzlich leise auf dem Teppich wunderliche Spiele ab. Im Winter, wenn das Laub dahingeschwunden und der Helle Raum gegeben war, fingen öde Dunstbänke, Nebelschluchten und Wolkenklippen den traulichen Schein ab und standen als schwammige Inseln am ganzen Himmel. Im Mondlicht hatte sich das Schattenbild der nackten Zweige ausgenommen wie eine starre Häkelei unterirdischer Geister.

Es roch verjährt in der Stube. Die Mauern dieses Hauses waren doppelt so dick wie die anderer und hier unten mit graubraunen wirr gemusterten Tapeten beklebt. Man sollte meinen dürfen, eine Kerze, die man hier anzündete, müßte vor der herrschaftsgewohnten Dämmerung ersticken.

Sahen die Fenster nicht aus, als wären sie nach Schildbürgerart erst nachträglich aus der Mauer geschnitten, so unbeholfen und klein? Zwar nicht eigentlich klein, nur die breiten Schnittflächen, die fast eine eigene Wand hätten hergeben können,

ließen sie löcherhaft erscheinen! Lugte man durchs Glas auf den Markt und es schlief wirklich Sonnenschein darauf, so schienen die Nachbarhäuser gefärbte Gips- und Wachsgegenstände.

Wurde es hier herum je recht froh licht?

Gab es in diesem Zimmer denn überhaupt nur hellfarbige Geräte?

Über der Ottomane und den Sesseln lagen schimmelgraue Decken: in sie waren goldene Tausendschönblüten hineingedruckt. Voll dicker Falten streckten sie sich über die plumpen Formen, und in ihren Falten schliefen schwerfällige Schatten.

Die Hängelampe trug ihre grüne Glocke auf einem Messingringe, einem Saturnsringe gleichsam — Karp hatte diesen Himmelskörper daran einmal veranschaulicht, — indes der Stern selbst war erloschen und die drei Ketten mit Messinggelenken, in denen das Ganze schwebte, ruhten tot und starr.

Hermine sagte sich, daß es ein lächerliches Unterfangen wäre, so alles Gelbe in der Stube herauszusuchen, aber sie suchte dennoch.

Auf einem kleinen Tischchen stand der Hirschleuchter. Das Tier verschluckte wieder eine bleiche Kerze wie am Abend, da niemand gut getröstet hatte, bis am nächsten Morgen Hugo Winterlicht tröstete. Und Hugo Winterlichts wegen trug der Hirsch jetzt eine frische Wunde am Hals, in Gedanken ehe-

gestern hineingeschnitten. Sie war das Glänzende, um dessentwillen er eben auffiel. Hermine stellte sich die Wunde in den eigenen Hals geschlagen vor.

Zwischen den beiden Bildern an der den Fenstern gegenüber liegenden Wand stand ein Bassin mit zwei Goldfischen. Müde ruderten die Schwänze, und das Rotgelb daran war kaum noch hell zu nennen. Die Tiere ließen Kügelchen aus dem Wasser steigen, als pusteten sie Seifenblasen in die Luft. Hermine fühlte sich an die Kindheit gemahnt, wo sie mit Edwin Maßholder Seifenblasen aus Strohhalmen hatte schweben lassen. Die Köpfe der Fische zeigten einen überdrüssigen Ausdruck. Spiele befriedigten die alten Schuppenrücken wohl nicht mehr ... Glut schoß in Hermines Wangen.

Über dem Behälter hingen die beiden Gemälde, die ja auch etwas Leuchtendes an sich hatten, und war es nur die goldene Einfaßlinie der schwarzen Rahmen. Das eine stellte den blühenden Frühling dar, eine Wiese mit drei wunderschön roten Rindern am Quell. Hermine hatte sich, es mit erlebten Kindheitsbildern vergleichend, daran oft erbaut und es bedeutungsvoll gefunden, wenn im Winter fallende Flocken sich im Glase widerspiegelten und den quillenden Lenz endlos einzuhüllen trachteten. Stand sie am Ofen, so verfolgte sie den wehmütigen Vorgang ganz deutlich, auch wie das spiegelnde

Glas etwas wie eine ſchützende Seidenhaut vor dem Werke bildete. — Das andere Gemälde aber war unterſchrieben: Scheideweg. Hermine ſchenkte dem ſchlechten Öldruck gern ihres Herzens Leben und heute mehr denn ſonſt. Eine Straße gabelte ſich nach zwei ſüdlich ſchönen Gärten. Den rechten umgab ein Gitter aus ſchierem Amethyſt, über welches ſich Goldregenbäume in Alleen und purpurblütige Lauben reckten, während der linke von einem Ebenholzzaune ernſt umfriedet war und düſtere Cypreſſen aufwies. Auch ſchwarze Pappeln ſtanden in ihm. Ein Menſch mit verbundenen Augen bewegte ſich gegen den letzten Garten, nachdem er die Weggabelung paſſiert hatte.

Hermine wandte ſchnell den Kopf ab, weiterſuchend.

Der Spiegel noch hatte etwas Mattſchimmerndes. Durch ihn konnte ſie der Mutter ins Geſicht ſehen. Deren ſchöne Züge verharrten in unverändertem Aufbau, ernſt, aber immerhin zufrieden. Die aufrechte Geſtalt mit dem weißen Faden in den Händen hatte etwas Prophetiſches. Der Spiegel veränderte, er raubte vom Leben des Augenblicks und fügte von beſtändigem Leben etwas in das Bild. Hermine beugte ſich vor, um auch ſich im Glaſe zu betrachten, nur einen Augenblick, damit die Mutter inzwiſchen nicht aufſehen und ſie bemerken möchte. Sie erſchrak, wie ähnlich ſie ihrer ſchönen Mutter

geworden, außer daß vielleicht das Haar mit einem Quentchen mehr Gold und die Lippe mit einem Spürchen weniger Rot gefärbt war. Sie fuhr darüber so heftig in den aufknackenden Stuhl zurück, daß Frau Katharina sich umwandte und einen langsamen, zerstreuten Blick herschickte. Nun saß Hermine still, aber in unregelmäßiger Wallung der Brust schienen kleine Geister aufzusteigen, im Flugtanz zu einem Seufzer umschlungen. Das Gesicht veränderte sich dabei wenig, weil sich seine Haut über die strenge flache Rundung der Wangen hinweg nach dem anmutig engen Kinn zu straffen schien. Unablässig erforschte sie das Mutterbild des Spiegels, jede Graulinie und jede Freudenkurve. Sie gab dennoch auf sich selbst acht. Einmal schlug ihr Puls so langsam, als warte er auf eine Freude und wollte, falls sie ausbliebe, tot einschlafen, dann zuckte er drei- bis viermal rasch auf. Solche Beobachtungen stellte sie an, um nicht in ihrem inneren Wuste zu rühren. Mit fiebrischem Mißbehagen weidete sie den Spiegel ab, seine ganze oblonge Fläche und dazu den braunschwarzen Rahmen. Wie sie saß, konnte sie im Glase nur einen schmalen Ausschnitt des Zimmers wahrnehmen, doch am deutlichsten im webenden Helldunkel immer die Mutter, welche wahrhaftig wie auf eine Zauberplatte beschworen war. Und sie dachte an die Schicksale der Mutter, deren Ängste und Über-

raſchungen und Demütigungen, deren Hoffnungen und Beglückungen und Freuden in den Falten hängen geblieben waren. Sie überſchlug nach ihrem Wiſſen und Ahnen alles. Die Summe? — Alſo dieſe Frau war nun wirklich glücklich geworden.

Das Bild vom Scheidewege erblich nicht in ihr. Mutter, mir ähnliche, dort wandelſt du, dachte ſie mit Zagen. Mutter, du haſt ſchon graue Fäden im Haar, die Kreuzung der Straße liegt hinter dir. Gehſt du in das amethyſtene Paradies oder das ebenholzumgitterte? Du gehſt in das ſchwarze. Schön iſt es auch, zum wundern ſchön genug; du darfſt dich freuen; aber das mit den Purpurlauben iſt noch tauſendmal ſchöner.

Hermine ſaß ſtill kauernd und unmerklich in ſich zuſammenſchwindend, doch bald rief es in ihr: „Schwirre ab von dir!“ Und ſie ſuchte ſich im Weiten.

Wieder ſchienen kleine Geiſter in der Seele aufzuſteigen, im Flugtanz zu einem Seufzer umſchlungen.

Der Trüben ſchien das Traurigſte, was all den vielen Menſchenleben beſtimmt ſein könnte, wenn ſie zu Ende gingen, ohne ſoviel Seligkeit genoſſen zu haben, wie ſie irgend ſchlürfen konnten. Das ſchien ihr viel trauriger, als wenn ſie alle ein Weltuntergang abbrach, was Karp als ſolch namenloſes Unheil darſtellte. O, war es nicht zum ver-

zweifeln, daß ſie alleſamt lachten in den Gängen des geringeren Paradieſes und nicht wußten, nicht ahnten, nicht einmal zu überzeugen geweſen wären, daß es noch ein ſchöneres gab! Das Furchtbarſte im ganzen Daſein war der Punkt jener Wendung. Nie erfuhr man, ob man ihn überſchritten hatte.

Bei dieſer Erwägung ließ ſie ab vom Selbſtbetrug und bangte nicht mehr für das Schickſal anderer. Sie war doch der Mutter ähnlich? Sie wollte ſich noch einmal vorbeugen und im Zauberſpiegel für ſich leſen, da hob die Mutter die Hand mit dem Faden, Hermine fuhr krampfhaft zuſammen und wurde ſehr niedergeſchlagen. Doch wohl war ſie an der Kreuzung ſchon vorbei, — o!

Sie begann von ſtundan herb an dem zu leiden, was ſie erlebt haben könnte und verſäumt hatte.

Als ſie den Blick am Spiegel emporklimmen ließ bis zu den krönenden Schneckenornamenten, lag ein Ausdruck darin, als hätte ſie den ſchwarzen Stern über ihrem Haupt entdeckt. Sie lief eine Weile in ihrem Leben zurück nach dem Kreuz im Wege, beruhigte ſich etwas mit der erſtarrenden Überzeugung, daß es ſchon weit rechts hinter ihr liege und mußte hinaus. Der fataliſtiſche Glaube ging mit wie ein Würgengel, ſie war Sklavin.

Sie ſuchte ihr Zimmer und verwunderte ſich über das kalte Ausſehen und den Roſt der Waffen. Und mußte hinaus.

Sie wankte in den Garten.

Eine hohe dichte Schlehenhecke, sauber ausgewinkelt und rechteckig verschnitten, umgab die alten Baumgruppen gleich einem Dornröschenreich. Klein Ruth hatte im Hintergrunde gehaust; auf die dicken Apfelbaumstämme waren mit Bleistift gleich über dem Erdboden Menschenköpfe aufgemalt mit riesigen Ohren und Schlitzmäulern voll Leitersprossen als Zähne. Der Stift lag noch daneben. Hermine hob ihn auf, um ihn in den Laden zurückzutragen. Sie verweilte widerwillig bei den Fratzen und schürte das Mißbehagen an den ungeschickten Linien durch genaues Betrachten. Dann ging sie zurück durch den verwachsenen Stachelbeergang bis zur Gruppe der Pappeln, von denen links der Brunnen lag und rechts eine Bank und ein Tisch im Lichten standen. Sie nahm Platz.

Ruth spielte unter den Pappeln. Dagott hatte ihr durch den Rumpf eines der alten Schiffe von Bruno Pfeiffer her Löcher bohren müssen, sie ließ den Sand hindurchrinnen, es wuchsen zehn Kegel zu gleicher Zeit.

Hermine blinzte mit eingesogener Oberlippe nach Ruth hinüber, dann vor sich her. Von einer Pappel, die sie mit Elisabeth besonders gern erstiegen hatte, breitete sich der Schatten quer über den Tisch auf sie zu. Matt faßte sie seinen Umriß mit blauen Linien ein und schrieb die Anfangsbuchstaben ihres

Namens ganz weich hinein. Ja, sie mußte immer im Dunkel bleiben, und es war noch nicht einmal das schwarze Paradies. Sie beobachtete wiederum Ruth und das lecke Schiff von Elisabeths Bruder her. Warum haßte sie eigentlich Bruno Pfeiffer? Konnte sie ihm nicht wirklich die Hand reichen, da die beiden anderen schönen Männer sie verschmähten?

Zum erstenmal gestand sie sich ihre Liebe zu Hugo Winterlicht und Edwin Maßholder ein, die sie bei Grelert zu verstehen noch nicht gerüstet war, und verzieh das Wort von der Wünschelrute, doch nicht das Lächeln. Darum scheute sie sich, wieder zu Grelert zu gehen. Es hatte sie an allem zweifelhaft gemacht, das Lächeln, etwas wie Hohn hatte darin gelegen. Es stieg samt den wächsernen Zügen, der spitzigen Nase und den schnurgeraden Brauen des Totengräbers aus den Winkeln, zwischen den Stäben des Treppengeländers auf. Sie kannte es aus der Vergangenheit, die jetzt wiederum mit flackernder Unsicherheit, mit verletzter Scham durchmustert zu werden heischte.

Lange träumte sie, dann stand sie auf, weil der Sonnenschein zu sehr auf die Stirn brannte. Doch sie wandte sich freudig erstaunt noch zurück und setzte sich zögernd. Der Pappelschatten war aus seinem Gehege entschlüpft, und ihr Name leuchtete im köstlichsten Lichte zwischen den beiden blauen Strichen. Nun wiederholte sie das Spiel der

Sonnenuhr mit kindlichem Lächeln. Ruth sah sie an, trat hinzu, blickte, die Hände auf dem Rücken, über den Tisch und fragte. — „Die Sonne wandert," erklärte Hermine und wies auf den flüchtigen Schatten, aber ihr wurde zugleich bange, weil die Zeit so dahinraste, sie nur mit einem kleinen Spiel ermunterte und inzwischen näher zur Nacht führte. Die Tage hasteten leer, ließen betrügerische Leidenschaften aufflammen und waren schon weiter als der entfernteste Stern.

Als sie wieder in die Stube kam, traf sie die Eltern über einem Briefe von Edwin Maßholder. Er schrieb, daß er die Rückkehr auf seinen Administratorposten bis zum Stadtjubiläum zu verschieben beabsichtige und Dagott bäte, ihm sowie seinen Eltern Plätze zu den Vorführungen im Festsaal der Ölkammengasse zu besorgen. Er grüße alle herzlich und besonders seine Spielkameradin, die hoffentlich recht wacker mittun werde.

Hermines Herz hüpfte. Unbedingt mußte sie hinaus aus den dumpfen Mauern, sie mußte ihn sehen, sie mußte vor ihm Reigen tanzen! Die große Sonne sorgte mit an ihrem Glück, sie drehte ihren Namen aus dem Schatten!

Dagott sagte: „Er wird sich sehr über seine träge Spielgefährtin wundern."

„Laß es nun!" warnte ihn Frau Katharina scharf.

Doch Hermine, nur die Lider ſenkend, kehrte Dagott flehende Mienen zu, obwohl er ſie ärgerlich träge genannt hatte. Daß er ihr die Beteiligung doch noch einmal anböte! Tat er es nicht, ſo wollte ſie ihn bitten, ſagte er, es ſei zu ſpät, wollte ſie bei ihm betteln. Allein er fragte:

„Willſt du wirklich nicht bei dem Reigen mitwirken, Hermine? Sieh doch, unſere liebe Stadt iſt ebenſo wie meine auch deine Welt; ein Plätzchen mußt du dir darin erobern.“

„Wenn ich durchaus —“ begann Hermine, verbeſſerte ihre Worte jedoch tief errötend: „Ich werde im Reigen mitwirken.“

Kaum konnte ſie es hinhauchen, denn dieſe Zuſtimmung und die Überlegung, daß ſie unter Umſtänden hätte bitten und betteln können, zerbrach ſie wie eine Demütigung.

Aber in ihrer winterlichen Seele ging ein Morgenrot auf. Sie eilte in ihr Gemach und überließ Vater und Mutter der Freude und Hoffnung, die große Tochter werde doch immer einſichtiger.

Auf der Treppe ſchlug ſie die Hände gefaltet am Hinterkopf zuſammen. Ihre Augen glänzten ſüß. Im Zimmer aber ſchnellte ſie in einem phantaſtiſchen Tanz hin, wirbelte ſich wild herum und faßte anmutig ihr Kleid. Daß ſie in einem Saale hauſte, war heute eben recht.

Nach zwei Tagen traf die Nachricht ein, der

junge Richter Hugo Winterlicht ſei mit der Abhaltung der Gerichtstage in ſeiner Vaterſtadt betraut worden und werde unmittelbar nach den bevorſtehenden öffentlichen Feierlichkeiten ſeine Amtsgeſchäfte beginnen. „Alſo auch er wird bei meinem Tanze zugegen ſein,“ jubelte Hermines ganze Seele. Dieſes Bewußtſein band ihre frohen Gedanken — denn die vergrätzten waren verſchwunden — zuſammen wie ein Taftband eine bunte Garbe Blumen.

Die Proben zu dem Reigen fanden in ihrem Zimmer ſtatt, weil es das größte unter den verfügbaren war. Die Frau Bürgermeiſter Pfeiffer leitete die Aufführung nach einem dafür verſchriebenen Büchlein. Es handelte ſich um eine allegoriſche Darſtellung. Eintracht, Fleiß, Friede, Ordnung, Treue, Fröhlichkeit und Gottſeligkeit in entſprechenden Trachten drückten durch gemeinſame Auftritte und Sondervereinigungen das Blühen der Stadt und die Beziehungen wichtiger Bürgertugenden zueinander aus. Für Hermine hatte man gemäß ihrem ſtillen Weſen und ihrem kaſteiten Geſichtsausdruck die Rolle der Gottſeligkeit auserſehen. Sie und die anderen Figuren nähten eine jegliche ihr Gewand. Die Stoffe hatte Dagott als Inhaber eines Tuchgeſchäftes geſpendet und ließ ſie von ſehr weit her kommen.

Hermine ſollte einen lichtblauen Mantel mit weiten Ärmeln und grünen Kreuzen auf Rücken

und Bruſt tragen. Lange und hartnäckig hatte ſie an dem zu Hugo Winterlicht am Brunnen geſprochenen Wort über ihr Nähen gehangen und dahinein anfangs ihre Luſt und ihre Schmerzen wie in ein Gebet gelegt, dann hatte ſie es zu gebrauchen ſich geſchämt, weil es nichtig klang. Jetzt aber drängte es ſie, einmal laut gleich einer frommen Formel auszuſprechen: „Wenn etwas ſo Schönes entſteht, nähe ich für mein Leben gern", und entſetzte ſich, wie läppiſch es ſich auch diesmal anhörte . . .

Lehrer Karp kam öfter nachſehen, wie weit ihre Arbeit ſchon vorgerückt ſei. Er bog ſich mit freundlichem Geſicht über den Tiſch und verfolgte einige Minuten lang jeden ihrer Stiche. Sie ſah ihn jetzt gern an ihrer Seite lächeln, erklärte ihm willig die Beſtimmung der einzelnen blauen Tuchſtücke und brach ſelber oft in ein zierliches Lachen aus, das ſich anhörte, als hüpfte ein Silberbecher eine Steintreppe ſchnell herunter, und das immer heller ward, bis es gleichſam erſtickte. Nur hatte es mit der ſprechenden Altſtimme angenehmem Schillern zwiſchen Glanz und Sprödigkeit nichts gemein.

Siebentes Kapitel

Der Tag des fünfhundertjährigen Jubiläums lag im Spätsommer. Eine dicke Schwüle füllte die Stadt bis in das verschwiegenste Gemach. Nachmittags reihten sich die Teilnehmer am Umzuge vor dem Rathause auf, um langsam durch die Straßen passierend wieder dorthin zurückzukehren. Die Bürger hatten die Seiten der Feststraßen dichtgedrängt eingenommen. Voran auf einem großen, mit sechs Pferden bespannten Wagen zogen die sieben allegorischen Jungfrauen, dann folgten Vereine und Innungen in bunten Gewändern und mit gestickten Fahnen.

Hermine umspannte mit etwas kindlicher Würde ihren langen, gewichtigen Hirtenstab, den sie erst abends zu dem froheren Reigen ablegen sollte. Sie hatte zwar weder Edwin Maßholder noch Hugo Winterlicht bisher gesprochen oder gesehen, aber es war ja gewiß, daß ihre Gesichter unter denen der unzähligen Zuschauer auch steckten und zu ihr emporsahen. Darum strömte während des ganzen Zuges eine holdselige Milde in ihr. Sie hielt das unbedeckte Haupt leicht geneigt. Viel Sonne lag im dichten braunen Haar, so daß das nackte Weiß der hohen, etwas gewölbten Stirn einen ernsten Gegensatz dazu bildete, und so lieblich geschwungen, so hastig beinahe die Wangen in ihrem unteren

Teile sich dem Kinn zuspitzten, das Gesicht behielt etwas von madonnenhafter Unnahbarkeit. Das Irdischste war die kleine, gerade, an der Wurzel vielleicht etwas zu starke Nase. Von der Seele verrieten die Züge wenig: das Fleisch war zu dicht unter der gespannten Haut gelagert, als daß sie sich hätte hineinfüllen können. — Wenn die Sonnenstrahlen dieses Gesicht schief und voll beleuchteten, war es, als badeten sie es nicht, sondern brächen vor seinem stillen Frost ab. Alle Flächen darin blieben fast stumpf, wenn nicht die traurigen Augen von ihrer Lieblichkeit soviel verspendet hätten, daß man ihr Leben im Umkreis aufmerksamer suchte. Sie schauten einmal flüchtig zu den Pappeln auf dem Kirchhofe hinweg, von unten her. Da blühte aus dem Braunen ein wundervoll heller Ernst, und als sich der Blick wiederholte, schien er sich zu bescheiden und in ihm lag eine Empfindung: von unten her . . .

Als man abends in das Lokal der Ölkannengasse eingekehrt war, setzte sich Hermine zuerst heiter genug mit Eltern und vielen Bekannten an denselben Tisch. Sie legte sogar ihren Arm um den Hals anderer junger Mädchen und freute sich über die Federhüte und gestreiften Gewänder der herumsitzenden Handwerker.

Doch wachsende Unruhe machte sie schweigsamer und zuletzt stumm. Begrüßten Hugo Winterlicht

und Edwin Maßholder ſie nicht? Waren ſie nicht da? Sie mußten doch gekommen ſein. Jede anſchwimmende Erklärung ihres etwaigen Fernſeins wies ſie trotzig ab, die Rede ihres Blutes war ein goldenes: jaja oder ein ehernes: nein.

Sie erhob ſich und ſpähte in den ganzen Räumen nach den beiden Vermißten. Auch im Garten ſtreifte ſie herum. Das ſummende Geſpräch und Gekicher ringsum mutete ſie nun unerquicklich an. Sie ganz allein ſtak unter dieſen vielen Zufriedenen in Drangſal. Sie ſchämte ſich, wenn man ihr nachſah, als ob man erriete, was ſie treibe. Als ſie in das obere Stockwerk empor geſtiegen war, machte ſie ſich Vorwürfe, daß ſie den Männern nachlaufe. Und doch, pfui über dieſe Vorwürfe! Durfte ſie nicht ſuchen? Zu hell brannte in ihr das Verlangen, ihren Jugendgefährten gegenüber zu ſitzen oder gar, jeden treu an einer Hand gefaßt, vor der Tür zu luſtwandeln.

Schließlich ſah ſie wie gehetzt umher, ging immer ſchneller und drängte ſich mit gramvollen Gebärden zwiſchen plaudernden Gruppen hindurch. Sie drückte ſogar die Leute mit den Händen beiſeite und entſchuldigte ſich nicht, ſondern bohrte ſich nur weiter.

Die anderen allegoriſchen Jungfrauen kamen ihr endlich nach und fragten, was ſie ſuche. Sie ſchüttelte mit dem Kopfe, wollte nicht hören und eilte weiter. Da die ſechs aber folgten und ſchon

viele Augen ihr nachſahen, warf ſie in einer leeren Bodenkammer die Tür hinter ſich zu und verriegelte ſich.

Sie trat ans Fenſter. Im Hintergrunde zogen Gewitterwolken auf.

Sie ſummte verlegen vor ſich hin. Kein Zweifel: weder Hugo noch Edwin war da!

Nach einer Viertelſtunde zog ſie ganz behutſam den Riegel wieder zurück. Sie löſte ihr Haar und ſteckte es etwas anders auf, damit man drunten ſähe, was ſie in ihrer Abweſenheit getrieben.

Äußerlich ruhiger ſetzte ſie ſich an den Tiſch der Eltern. Aber ſie brach ihr Brot und wußte es nicht, und bald ſchwatzte ſie viel. Man ſollte ihre Worte emporflattern ſehen wie Vögel, die ins Blaue ſchießen, und ſie glichen Blättern, die zu Boden taumeln. Ihrem Lachen war Anſtrengung und Zerſtreutheit anzumerken. Und ſie nahm ſchnell genug den halb ſpöttiſchen, halb erſtaunten Ausdruck des auf den Arm geſtützten Geſichtes der jungen Friederike Turtel wahr und ward dadurch verletzt. Manchmal erſchrak die Mutter ſichtlich über ihre Bemerkungen und zuckte. Sie wandte darum kaum noch die Augen von ihr, redete eifriger und verriet ihre Bewegung um ſo mehr, je gleichgiltiger die Erörterungen waren. Achtzehn rote Federhüte habe ſie gezählt, meinte ſie, und nahm nicht Notiz, daß man von einem Ausfluge ſprach. —

Die Fahnen habe man ſchon in einen Winkel gelehnt. Auf dieſes letzte hörte keiner mehr. Sie würgte haſtiger am trockenen Brot und bildete ſich ein, man habe ſich während ihrer Abweſenheit verabredet, ihr zu ihrer Schonung keine Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Die Feindſeligkeit, die beim neulichen Zurückziehen in ihr gewaltet, begann wieder Jegliches in ihre kalten Strudel zu reißen. Sie wollte kein Glied dieſer Geſellſchaft ſein.

Sie hatte nach Edwin Maßholder und Hugo Winterlicht gelechzt und wurde von ihnen verſchmäht. — Wie heftig ſie ſich durch den Schwarm zu ihnen gewühlt, wie ſie das lichtblaue Kleid ihnen zu Ehren genäht und getragen, ſich hoffend berauſcht, und alles umſonſt! Das durften ſie nie wiſſen! Und doch, wenn es ihnen jemand ins Ohr raunen könnte mit totenhaft geigender Mückenſtimme! — Wie ſie ſich zurechtgetüftelt: Richtig, ich muß aus dem Haus gehen; die lieben Männer werden keine ſo zurückgezogen Lebende leiden mögen! Wie ſie geglaubt: Ich werde ihren Dank gewinnen, wenn ich ihnen entgegenſteige, da ſie doch nicht immer meine Schwelle aufſuchen können! Wenn es ihnen jemand ins Ohr ſiedelte und: Glühende Brüſte ſind euch entblößt! — O, wenn ihr jemand ins Ohr ſagte: Törichte, dreimal Törichte!

Sie beſtieg das Podium zur Aufführung. Hätte ich einen Schlaftrunk, mich zu bemeiſtern, wünſchte

ſie und ſchmeichelte unglaubwürdig auf ſich ein. Der Tanz ſollte eine neue Begrüßung der guten, ſchnöde geflohenen Bürgerſchaft ſein. Sie zeigte ſich wieder und würde gern willkommen geheißen werden. Zudem nahte jetzt ein Moment, in dem ſie ſich als Darſtellerin der Gottſeligkeit aus dem Alltag erhob. Keinesfalls alſo erniedrigte ſie ſich, wenn ſie vor den Leuten unten ſich bewegte, ſie ſchritt an ihrer Spitze!

Ohne jede Muſik bewegten ſich die Füße der Sieben, und die Sandalen tönten nur bisweilen dumpf auf den Brettern.

Nein, wozu Selbſtbetörung! dachte Hermine weiter. Sie tanzte mit blutendem Herzen. Sie tanzte mit zuckenden Lippen. Ein Clown im Circus ſtellte ſich doch wenigſtens um des Geldverdienſtes willen zur Schau — und ſie? Wie lächerlich war es, ſich in die Händekette der übrigen ſechs einzufügen und vor Gaffern im Kreiſe zu ſchreiten!

Ein ferner Donner rollte in des Saales Schweigen hinein. Starre Stille blieb zurück und ſchien zu lauſchen.

Die Gottſeligkeit ſchaute finſter in die Rundbogen der hohen Fenſter. Blitze vom Glanze friſch geſchnittenen Bleis huſchten unheimlich da draußen. Das Laub im Winde rauſchte einen gleichmäßigen, geiſterhaften Geſang. Gewalt, Gewalt, nahende Gewalt! Selbſt der krüppelige Birnbaum im Gaſt-

hausgarten ſchien gewaltgeſchwellt aufzuleben; es zuckte hinter ihm, als blitzte er ſelber aus ſeinen Äſten heraus. Ein Krieg in grellen Farben tobte näher. Seine Grauſamkeit und Weihe durchrauſchte Hermine. Was waren ihr noch die Narren da unten mit den nickenden Federbüſchen!

Sie drehte leiſe den Hals hin und her, der ſich ruckweis in den Wirbeln ſchob.

Alle ſüßen Samen der Sehnſucht, ſeit Jahren in inneren Speichern aufgeſchichtet, konnten ihre brache Fruchtbarkeit nicht länger halten und trieben gewaltige Keimranken.

Mit einmal ging die Gottſeligkeit etwas zu langſam. Die anderen Tugenden zerrten ſie. Unbegreiflich, wie es kam, ſie ſträubte ſich. Jene bemühten ſich nur einen Augenblick, damit die Unregelmäßigkeit nicht auffalle, und ſchlängelten dann ihren Zickzack weiter. Gottſeligkeit blieb ſtehen und bedeckte ihr Geſicht mit den Händen.

Es traf ſich, daß gerade eine Figur ausgeſchritten war und die Tänzerinnen eine kleine Pauſe lang ſtillſtanden, um den vorgeführten Teil vom nächſten abzuheben. Die meiſten Zuſchauer hatten, mit dem Inhalt der Pantomime nicht vertraut, Hermines Verfehlung kaum gemerkt. Waren ſie doch, ſelbſt ſoweit ſie im Orte wohnten, mit ihrem Weſen noch immer nicht bekannt, bis auf den kleinen Kreis, der neulich das Gerede angefacht hatte. So brach

in der Pauſe ein herzlicher Beifall los. Hermine ſtand noch wie vorhin, in einem Tumulte des Herzens ſchwelgend und kämpfend.

Nun faßte ſie das Händeklatſchen als gleisneriſche Milde auf, mochte ſich nicht unverdient bemitleiden laſſen und knirſchte mit den Zähnen.

Der Reigen ging weiter. Sie breitete noch einmal unſicher ihre Arme den Gefährtinnen zu, doch drehte ſie ſich ſogleich raſch um, ſtieg die Stufen hinunter und durchbrach die Reihen der Anweſenden, um das Freie zu gewinnen. Einige jener, die ſich ſchon früher keck gegen ſie gezeigt hatten, begannen ihr nachzuklatſchen und lachten, andere ziſchten dieſe dafür an und geboten Schweigen, die meiſten machten überraſchte Geſichter und wandten ſich Hermine zu.

Nun verſtand ſie das erſte Klatſchen noch beſſer! Sie ſtieß einen röchelnden kurzen Laut aus, wie man aus ſchwerem Schlafe ruft. Während ſie durch die Straßen haſtete, ſuchte ſie abſichtlich dieſen Laut mehrfach zu bilden, wie um zu erproben, ob ſie noch reden könne und um ſich von erſchöpftem Verſinken in Schmerz abzulocken. Sie ging ſehr ſchnell, weil ſie die Mutter, die ſich im Saale erhoben hatte, auf ihren Ferſen vermutete. Zu laufen wagte ſie nicht, da die ängſtliche Erinnerung an ihre Flucht vor ein paar Wochen ſie mit ſolchem Gruſeln durchkitzelte, daß ſie die völlige,

gespenstische Gleichheit zu vermeiden trachtete und in blöden Gedanken dahinschritt. Ihr Elend hatte nichts als die künstlich tierischen Laute: alle Organe schienen verflucht.

Das Gewitter war nördlich vorübergezogen, doch seine Vorboten Sturm und Regen, die einen Seitensprung in die Stadt gemacht, hatten die Schwüle zerteilt. Die Luft roch ein wenig nach Ozon.

Hermine beruhigte sich zu Hause nicht. In der Küche stürzte sie einen Topf Wasser herunter und befeuchtete sich die Schläfen. Dann eilte sie mit dem Becher in den Garten bis auf die Seite, wo der angetrübte Graben vorüberfloß. An der Stelle, wo Wolfsmilch und ähnliche Gewächse aufzuschießen pflegten, bemühte sie sich durch die Schlehdornhecke zu langen, allein des Grabens Ufer war etwas abgeböscht, und so bedurfte es vieler Anstrengung und brachte Schrammen, den Arm bis an das flüssige Pfauenange herabzustrecken. Wie mit Geißeln gehetzt, arbeitete Hermine in den Dornen und achtete des stachligen Dickichts nicht. Schließlich konnte sie den Becher in das trübe Wasser tauchen. Sie trank das Geschöpfte zitternd herunter.

Sie glaubte sich vergiftet und gewann infolge der Ermüdung Ruhe, ja Besonnenheit wieder.

Sie hing doch als dankbarer Gast am Leben und ging sehr bekümmert durch den Garten, an

der Hecke entlang, schmiegte die Wange ans Haus und empfand es als köstliche Gnade, Abschied zu nehmen. Die Bäume dufteten frisch und die Sträucher, über denen im Frühling Blüten wie eine Decke warmen Schnees flimmerten. — Und sie begann, den Asterbeeten zu Liebe an der Wirkung des Tranks zu zweifeln und war in wenigen Minuten von seiner Unschädlichkeit überzeugt.

Sie zündete in ihrem Saal die Lampe an und brütete, die Stirn auf den Tisch gedrückt, bis sie das Gefühl hatte, als müsse sie kopfüber in grundlose Tiefen stürzen. Da erhob sie sich, sah ihr lichtblaues Gewand, blickte um sich, flüsterte frierend: „Hugo! Edwin!“ und schickte sich eben an, Teile aus dem Reigen für sich selbst zu tanzen, als sie die Haustür gehen hörte.

Die Mutter kam, ungewissen, doch schnellen Schrittes, und hob ihr vergrämt das Kinn empor. Hermine zwang sich zu heiteren, kollernden Worten. Sie habe es schlecht gemacht und nichts weiter. Sie plauderte haschend von Einzelheiten des Festes, wie wenn ein Ertrinkender schalkisch nach Mücken über der Flut griffe, um sich über die Notwendigkeit des Unterganges zu täuschen. Die Mutter möge nur zurückkehren . . .

Aber die wich nicht von ihr und tat, als kenne sie nichts Schöneres als eine fernab dem kreischenden Festlärm in einsamem Gemach verträumte Stunde.

Die große Hermine mußte ſich ſogar auf ihren Schoß ſetzen und Frau Katharina erzählte ihr, mit der einen Hand langſam tupfend auf dem Tiſch trommelnd, aus dem Leben der Großmutter von bewegten Jahren, aber in abgeklärter Ruhe, in überredendem Ton, und beſänftigte Hermine ſo lange, bis nichts mehr in ihr zuckte. Die Vergegenwärtigung der ungewohnten Lage und die Tapferkeit der Frau lenkten ab, gängelten. „Nun haben wir unſer Schlummerlied geſungen," warb zuguterletzt Frau Katharina unter flehendem Lachen. Hermine ſetzte ſich danach neben ſie auf den Stuhl und beide ſchwiegen lange Zeit. Ähnliches hatte Hermine noch nicht erlebt, und ſie wollte es der Mutter nicht vergeſſen . . .

Dagott trat ein. Er brachte Ruth, die, ſeit ſie dem Säuglingsalter entwachſen war, das obere Zimmer mit Hermine teilte und nun zu Bett gehen mußte. Dagott redete in vielfacher Weiſe auf Hermine ein. Zuletzt hielt er mit fürſtlicher Würde, als ſtünde er im höheren Geſchoß eines Palaſtes und kehre ſich gnädig zu vielem Volk, eine Art Anſprache:

„Meine liebe gute Tochter, du haſt in meine warme Hand meiſtens eine kalte gelegt. Du biſt immer ſo einſam geweſen. Was ſoll denn einmal aus dir werden auf der Welt! Du ſtehſt im neunzehnten Lebensjahr und wirſt das vierte Luſtrum binnen kurzem vollendet haben. — Ich habe mich

mit meinen guten Freunden beſprochen. Sie meinen, du mußt irgend einen nahen Anſchluß finden. Dies iſt auch meine Anſicht und war es ſchon weit früher. Ich denke aber, durch eine glückliche Ehe iſt dies Ziel am ſicherſten zu erreichen. Meine — ſüße Hermine, meiſtens hört die Jugend in deinem Alter davon mit Erröten reden, aber wir wollen doch vernünftig ſein, nicht wahr? Ich habe nun den Plan gefaßt, dir Gelegenheit zu geben, mit ſämtlichen jungen Männern unſerer Stadt in näheren Verkehr zu treten. Einladungen werde ich ergehen laſſen und ſo weiter. Sämtliche jungen Männer, das heißt natürlich: ſolche, die nach unſerem Stande in Betracht kommen können. Du ſollſt eine völlig freie Wahl treffen und brauchſt dich keineswegs zu übereilen, um ſo weniger, als — du — augenblicklich — wohl – nicht in höchſter Gunſt ſtehen dürfteſt. Wir wollen recht unauffällig zu Werke gehen, damit wir beide, wenn du — ſo Gott will — glücklich geworden biſt, uns — über unſere — beiderſeitige — Anſtelligkeit — heimlich — die Hände ſchütteln können."

Obwohl Hermine auch nach der Ehe verlangte, ſtießen ſie dieſe Worte ab wie ein völliges Mißverſtehen ihrer innerſten Wünſche. Alle Wimdenmale öffneten ſich. Sie ſah junge Menſchen ſich vor ihr affenhaft verbeugen oder in die Hände klatſchen. Holte Edwin oder Hugo ſie jetzt doch

und erſparte ihr eine lange Reihe von Peinlichkeiten! Wen hatte ſie mehr lieb? Sie wollte Dagott anſchreien: „Schaff mir einen von ihnen. Schaff ſie mir beide!“ Keiner mochte ſie. Durch ihr heutiges Ausbleiben taten ſie ihre Gleichgiltigkeit kund. Mußte es ja zugegeben werden, gut: ſie konnten zwar Gründe haben, daß ſie ausblieben, aber ſie verzehrten ſich nicht wie ſie, ſie liebten nicht auf Tod und Leben.

In der Nacht erwachte ſie aus wüſten Träumen. Die feurigen Abbilder irgend welcher Fenſter ruhten groß vor ihr, im Winkel zwiſchen Decke und Wand ſchief gebrochen. Heimkehrende Feſtteilnehmer hatten ſich Licht gemacht. Es kreuzten auch dunklere Bewegungen durch die Abbilder.

Hermine drehte ſich zornig ab, weil die fremde Welt ſich dicht bis an ihre Träume ſtahl und horchte und das Dunkel um ihren Schlaf ſtörte. Zwei gekreuzte Morgenſterne und zwiſchen ihnen ein Schwert blinkten im Hellen. Die hätte ſie gern ergriffen und auf leidige Rücken geſchwungen!

Ziemlich ſpät erſchien ſie am Morgen im Hinterſtübchen Dagotts. Er hielt Ruth auf dem Knie und ließ ſie reiten. Als er Hermine eintreten ſah und ſie ihn ſofort um ſein Buch von den Schweizerkämpfen, wo ſo viel von Morgenſternen die Rede

ſei, bat, ließ er mit einem honigſüß geſungenen „Hopphopp" Ruth zu Boden gleiten. „Ja, mein liebes Kind," ſagte er und ſchien die Bitte ganz deutlich als perſönliche Annäherung aufzufaſſen.

Hermine zauſte den ganzen Vormittag an ſeinem Hopphopp herum und konnte nur die Bilder betrachten. Die bunte Wildheit, wo ſich Pferde in rieſigen Staubwolken bäumten, gefiel ihr wohl.

Wie müde ſchienen ihr dagegen die mageren Gäule, welchen ſie ſpät nachmittags begegnete, als ſie bald hoffend, bald verzweifelnd die Anhöhen hinter der Stadt zum Walde hinanſtieg. Schwerfällig gingen die Tiere im Acker und blieſen elend die Nüſtern. Die gelben Saatkörner waren in den Boden geflogen, und nun rollten die ſchweren Walzen langſam darüber hin. „Du ſchläferndes Schauſtück!" dachte Hermine ſchwermütig. „Ich möchte einen feurigen Schimmel beſitzen wie der Feldherr in dem alten Buch, und einen Wetterhahn und einen Orkan wünſchte ich mir! Dann wüßte ich meine luſtigen Fahrten."

So aber wollte ſie mit ihren Träumen hoch auf den Hügeln, hoch in den Wäldern bis abend wandern, zwiſchen Blumen und Tieren. Sie hatte Ehrfurcht vor den Seelen der Vögel und Bäume, darum war ihr unter den Arbeiten die liebſte die Sorge für den Garten. In der Dämmerung und

erſten Sternenſtunde bewegte ſie ſich oft in ſeinen Gängen.

Sie ſchritt mit warmem Wind hinan. Von weitem ſah ſie die Bäume ſich wie rötliche Sprudel regen, die immer aus ſich ſelbſt zu gleicher Höhe anwachſen. Näher ſah es aus, als ob Kupfermünzen an den Zweigen ſchaukelten und gleichſam nach einem Zwiegeſpräch mit Erdgeiſtern in haderndem Stoß als Verfall zu Boden geworfen wurden.

Dann trat ſie in die Vorhalle des Waldes, ein Hägchen dünner junger Stämme. Da lag das Sonnenlicht des Verdämmerns auf den Rinden wie ein dicker gelber Plüſch, überall ſtark aufgetragen köſtlich müdes Licht, während in dem abgeſteckten Bezirke ſich eine Stimmung ausbreitete, von der ſie nicht ſagen konnte, ob der Schatten oder die Ruhe ihre Urſache war.

Wohl die Ruhe! Denn die Schatten wirkten ein paar Schritte weiter ganz anders. Duftige Schwere ſtaute ſich ſchwarz zwiſchen Stamm und Stamm. Das Schwarze ſchmiegte ſich dicht an ihren Fuß, an ihre Bruſt, an ihre Stirn. Es übermannte ſie das Gefühl, durch ein Etwas zu wandeln, das plötzlich verſteinernd erſtarren und ſie einer ſpäten Nachwelt als hohlen Abdruck aufbewahren könnte, und ſie ward beklommen.

Aber ſchau! Noch ſtrahlte drüben zwiſchen ſchwarzen Stämmen der Himmel wie ein einziger

Diamant, eine halbe Elle hoch und zwei breit. Blaue Stauden ſtanden in ſeinen Feuern und verbrannten doch nicht. Hermine erſchauerte mit den Baumkronen. Das krauſe Dickicht berührte faſt ihren Scheitel. Da oben ſchliefen tauſend Lebensfünkchen in Vögeln und Käfern dicht bei dicht, in ihr wurden tauſend wach und fuhren ſtoßend durcheinander.

Sie ging immer weiter und kam auf eine Waldwieſe, über deren Rand ſich der Azur wie ein endloſer Turm in die Ewigkeit aufreckte. Sie ſah im Geiſt eine weiße Wendeltreppe ſchwindelnd empor. Und es wurden ihr an dieſer Stelle, in dieſer Stille viele Wahrheiten geſchenkt, nicht ſolche, die an nachdenklichen Worten wie Greiſe an Krücken einherkommen, ſondern ſanftere, im Blut erklingend wie Muſik.

Es wurde dämmerig, ſie ging zurück, einen langen Blumenſtengel in der Hand. Eine verhaltene Begier machte ihre Schritte ſchleichend. Sie kehrte noch nicht nach Hauſe. Es trieb ſie, die Stadt zu durchſchreiten, langſam, mit beſonderer Luſt quer über die Straßen hinweg. Im Lokal der Ölkannengaſſe ſah ſie ſich ſelbſt tanzen und die ſechs anderen, im räucherigen Petroleumlicht. Sie ballte die Fauſt und ſuchte den See auf.

Die Waſſer lagen ſchon eiſern blaß zu ihren Füßen, die Fiſche hatten ſich verſteckt, ſpärliches

Schlinggedürr und der gelbe Sand des Grundes tauchten deutlich auf, denn alle blendenden Sonnenflitter waren zurück in den Himmel geflogen. Ein duftender Atem ähnlich einem betäubenden Balsamtuch legte sich um Hermines Erregung. Sie folgte dem Bogen des Ufers, bis die Stadt im Hintergrunde lag. Hier fühlte sie sich königlich frei. Die Wasserfläche war einem spiegelnden Tanzsaal gleich. Nebelhaft sah sie auf ihr alle häßlichen, ängstenden Gestalten umschlungen. Hier eine Schweizerschlacht! Hei, da könnte man hineinreiten und alles auseinandersprengen und Eimer voll Wasser über die Köpfe gießen und Schwerter schwingen! — Doch das war alles Trugbild.

Aber wer doch mitten in jener Fläche stehen könnte, still, nichts als den Himmel über sich und die Flut um sich, vielleicht einen Blumenstengel in der Hand. O, jene Mitte war vom Ufer so weit, daß sie wohl kein Steinwurf erreichte! Dort wäre man noch freier und könnte alles abstreifen, beinah müßte man auch die Kleider abwerfen, zu zeigen, wie frei man war!

Hermine schlenderte nach dem anderen Teil des Sees hinüber, der von diesem durch eine Einsattelung gesondert war. Er war kleiner und minder schön. Sie kehrte zurück.

Ein Knecht nahte fern mit einem Zuge schöner

Pferde, um sie in die Schwemme zu reiten. Hermine ging ihm entgegen, ihr Herz klopfte.

„Wessen Pferde sind das?" fragte sie.

Der Knecht gab die Auskunft.

„Schöne Tiere sind's," sagte sie und ging neben den Pferden mit, worüber sie der Mann verwundert betrachtete. „Schmucke Tiere," wiederholte sie. „Tun sie nichts? — Dann kann man ja wohl näher kommen."

Sie klopfte einem Fuchs, der stattlich und leicht tänzelnd seinen Kopf aufwarf, den Hals.

„Wo reiten Sie hin?"

„Da in den See."

Ihr Herz klopfte höher. „Sie müssen mich mitnehmen," sagte sie beinahe flüsternd.

Er lachte laut und ritt, ihren Wunsch nicht mehr beachtend, weiter.

Sie aber faßte ihn bei einem Stiefel und hielt ihn wütend fest.

„Was schadet es?" lallte sie. „Weil Ihre Schwestern nicht reiten?"

Er ritt schon langsamer, doch da er nicht sofort hielt, preßte sie sein Bein an ihre Brust und wurde fast mitgeschleift. Am Rande des Wassers angelangt, hielt der Knecht und bemühte sich, sie derb abzufertigen. Sie zog jedoch Schuhe und Strümpfe ab wie er selbst und stellte sich vor ihn hin, als er wieder aufsteigen wollte. Alles ging sehr schnell.

Der Knecht mußte ſchließlich auf den Fuchs und ſie mitnehmen. Mit Pruſten und Schnauben und Wiegen ging es in den See. Um den Rumpf der Tiere trübte ſich die Flut wie von blonden und grauen Mähnen auf. Hermine drückte ihr Ohr ſtürmiſch an den Hals des Fuchſes, ſo daß der Knecht ſie erſchreckt ergriff, in der Meinung, ſie fiele. Ein großes Wohlgefühl durchſchwärmte ſie, und ihr fehlte nur noch ein Prügel, mit dem ſie auf das Waſſer hätte einhauen können. Wie eine Amazonenfürſtin kam ſie ſich vor, als eroberte ſie ein herrliches fremdes Reich. Lachend, ſchwankend, blitzſchnell, hier und da riß ſie den Kleidſaum hoch empor, um ihn vor der Näſſe zu beſchützen.

Der Knecht wollte durchaus nicht tief in den See und kehrte nach zwanzig Schritten um.

Jenſeits an der Stadtſeite hoben einige Spaziergänger zeigend ihre Stöcke.

Hermine ſetzte ſich wohl noch für Stunden ans Ufer, trällerte und ſah ſich bald die winzige Waſſermühle, eigentlich eine Windmühle, an, die kleine Knaben in den See geſetzt hatten, und bald den großen Venusſtern drüben.

Als ſie vor der Haustür ankam, ſtand Dagott unter dem grünlichen Haupt der Laterne und fragte ſchüchtern:

„Hm, wo biſt du denn heute geweſen?“

„Ich?!“

„Herr Winterlicht, deſſen Sohn übrigens noch dieſe Nacht eintrifft, kam vor kurzem nach Hauſe und ſagte im Vorübergehen: Ihre Tochter will wohl Soldat werden. — Ich ſtaune, er lacht. — Ja, ja, ſagt er und geht.“

„Gewiß, Vater,“ erwiderte Hermine ſcharf, „und zwar ein Reiteroberſt möcht' ich werden und ein Stück Land einnehmen zu dem Waſſer, das ich heute erobert habe.“

Dagott ſah ſie demütig verzeihend an: da erzählte ſie ihm in wenigen einfachen Worten den Ritt und lachte laut über das Geſicht, das Dagott dazu machte.

Er ſagte ablenkend: „Von Edwin Maßholder iſt eben ein Bote dageweſen und hat dieſen Brief überbracht.“

Sie las ihn: „Entſchuldigen Sie, daß wir nicht zum Feſte gekommen ſind. Mein Vater iſt erkrankt. Mutter allein wollte nicht fahren, und ich mußte bei der Hand ſein, wenn friſches Waſſer aus unſerer widerſpenſtigen Pumpe gebraucht wurde. Ich bitte alſo der Pumpe die Schuld an unſerem zerſtörten Beiſammenſein zu geben. Was macht meine liebe Spielgefährtin? Ich teile ihr mit, daß ich mich auf ein wohl ewiges Junggeſellentum vorbereite, denn morgen gedenke ich Brot zu backen; es wird wahrſcheinlich ſo hart werden, daß man

es mit dem Hammer auseinanderschlagen müssen wird. Doch nehme ich auf mich, es zu verzehren, Ich bleibe nämlich noch so lange, bis Vater wieder aufsteht. Von uns dreien herzliche Grüße!"

Hermine kannte den Brief auswendig und träumte in der Nacht, ihn vor Hugo Winterlicht, der plötzlich eine blanke Königskrone auf hatte, als Schulkind hersagen zu müssen und vor seinem Wagen zu knixen. — Dann sah sie die mageren Pferde vom Abhang und die fetten vom See. Es wurden ihrer je sieben. Ägyptenland umgab sie plötzlich. Joseph war bei ihr und teilte ihr goldene Weizenkörner zu. Sie flogen in das Erdreich, hohe Ähren schossen auf, die Pferde stampften sie nieder, die Saat erhob sich wieder. Endlich hatte Hermine in jede Straße ihrer Stadt einen Leiterwagen mit Korn zu fahren, sie warf Herrn Uhrmacher Winterlicht, Herrn Pfeiffer und all den anderen würdigen Herren lachend und im Herzen guter Dinge recht dicke Garben an die Köpfe. Von einem gar zu herzhaften Schwunge, bei dem ihr unwohl und schwindlig wurde, erwachte sie.

Was sie in den letztvergangenen Tagen getan, war wie ein Ruf durch die Stadt gedrungen, und wohin sie jetzt den Fuß setzte, vernahm sie ein Echo. Es war ihr, als ob es lange verborgen geschlafen hätte und nur zufällig erweckt worden wäre. Es gewitterte in ihr, aber ein kindisch eitler Trost

kauerte selbstgenügsam unter den Wolken, der, wenn er bis zum Wort gereift wäre, gelautet hätte: ich bin zu schade für euch und ich hoffe selig.

Von ihrem Zimmer her sah sie aus dem Fenster eines Hauses am Markt eine Spinne kriechen. Sie schloß die Lider, sah im Geiste viele schmutzig-weiße Straßen vor sich, und aus allen Fenstern krochen Spinnen, Skorpione, Schildkröten und Schlangen.

Achtes Kapitel

Die Michaelisjagd rückte heran. Dieſes Feſt hatte Dagott zur vornehmſten Feierlichkeit ſeines Hauſes erhoben, und niemand, der ſonſt etwa ausblieb, durfte ſich an dieſem Tage entſchuldigen. Hugo Winterlicht und Edwin Maßholder waren eingeladen. Den erſteren hatte Hermine während ſeines ganzen Aufenthaltes in der Stadt nur gar ſo flüchtig geſehen, den anderen ſprach ſie überhaupt nicht. Vater Maßholder erhole ſich, hieß es in einem Briefe. Edwin bleibe bis zur Jagd nur, um mit Dagott noch einmal recht fröhlich beiſammen zu ſein. Hugo reiſte ebenfalls noch an demſelben Nachmittag ab; auch er wartete angeblich nur, die Erinnerung an den Michaelisbeſuch vor mehreren Jahren aufzufriſchen. Seine Amtsgeſchäfte waren ſchon einige Tage früher erledigt.

Hermine mutete dieſes Zuſammentreffen wie eine nahende Entſcheidung an, und ſie erſehnte den Tag bald mit allen Kräften, bald wünſchte ſie ihn fern. Sie ſchlug den Kalender auf, las lange darin und las doch nur Mi—cha—el. Sie ſchlug ihn zu und in ihr klang ſchwelgeriſch: „Engel Mi—cha—el!“ Sie keuchte ſogar oft, wenn ſie vorwärtsſchweifte, keuchte vor Niedergeſchlagenheit und dann wieder vor Fülle der Erwartung.

Die Leute in der Stadt wurden ihr deshalb so gleichgiltig, daß sie nötigenfalls nur durch das „Blaue und Rote" mit ihnen verkehrte. Mit dreifacher Liebe aber klammerte sie sich eben darum an ihre fernen Geliebten.

Diese Zwischenzeit verging ihr seltsam. Sie schlafwandelte gleichsam durch einen einzigen langen Tag, und die schwirrenden Gerüchte, selbst die vielen Wechsel zwischen Licht und Finsternis, wo die Himmelskugel bald die helle Hälfte mit der Sonne nach oben kehrte und bald die dunkle mit dem Mond und rollte und rollte, flatterten ihr vorüber, als säße sie auf einem Stuhle außerhalb der Welt und verfolgte eine Schaustellung. Ihre Stirnhaut schmerzte von der vielen Schlaflosigkeit. Sie zündete und löschte die Kerze neben ihrem Lager mehrmals in einer Nacht und wußte nicht weshalb. Und sie kaute an dem abgetropften Unschlitt der Lichter stundenlang.

Ruhige Gefühle der Liebe hatte sie höchstens für eine Stunde des Tages. Dann schaute sie sanftäugig und rechnete: „Welches sind die liebsten Menschen in der Welt? Hugo Winterlicht mag ich am meisten, am zweitliebsten ist mir Edwin Maßholder, doch will ich mich selbst auf die Schulter küssen, wenn nur er mich nimmt. Auch Bruno Pfeiffer liebe ich ein wenig. Armer Knabe, du tust mir weh, aber ich muß mich von dir wenden.

Wollen mich die anderen nicht, dann werden wir beiden gute Freunde und vielleicht Mann und Frau. Aber ich bin für sie bestimmt. Und wer ist sonst noch übrig? Karp hat sehnsüchtige Augen. Ich kenne ihn nicht, aber ich darf freundlich mit ihm sein; der Mutter vertraue ich und Grelert achte ich. — Ja, zuerst kommt Hugo Winterlicht, zu zweit Edwin Maßholder, zu dritt Bruno Pfeiffer? — zu viert kommt Lehrer Karp, zu fünft? — zu fünft jetzt die Mutter, zu sechst Grelert." — So rechnete sie mit holder Kindlichkeit und mit einer Bestimmtheit, die nur das einfältige Herz besitzt, und wenn sie aus dem Chaos der taumelnden Furcht und Hoffnung, Fügsamkeit und Wildheit, Bangigkeit und Ungenügsamkeit einmal sanfte Augen aufhob, so gab sie sich den Erwägungen mit der Sonntagsstille nach einer vollbrachten Schöpfung hin. Sie setzte den beiden, Hugo und Edwin, Stühle zurecht, stellte sich davor, glitt mit der Hand am oberen Rande der Lehne entlang und dachte sich, sie betrachtete jeden einzelnen Finger an den Händen der beiden sorgfältig und eingehend.

Aber die meisten Stunden entbehrten dieser gegründeten Wohlgedanken. Sie lebte meist, als wäre der Spruch gefallen: denn morgen sind wir tot, und die Bestürzung darüber riefe die mannigfachsten Wirkungen hervor. Ihr Gang wurde langsamer und edler. Das Geringste tat sie wie zum

letztenmal, den Mörser hob sie wie ein Opfergefäß und den Schlegel wie ein verlorenes Szepter. Nichts entbehrte der Feierlichkeit. — Manchmal wieder ging sie umher wie in wehmütigem Abschiednehmen. Die kleine Schwester Ruth mußte sich viele Küsse gefallen lassen. Ihre Stube mußte noch einmal geschmückt sein: alle Blumen wurden erneuert, und der Segen des Herbstes, soweit er Trauerfarben hervorbrachte, füllte strotzend den unteren Rand der Fenster. — Dann wieder brachen Resignation und dumpfe Gleichgiltigkeit hervor. Sie suchte sich Arbeiten, welche die größte Geduld erfordern, zarte Tücher, die nur die feinsten Nadeln und engsten Stiche vertragen. Sie spielte das Spiel Ungeduld auf künstliche Weise: Blumenblätter zerriß sie in kleine Teile und die Teile wieder und konnte nicht raffiniert genug werden, mit der Spitze der Fingernägel und der Schärfe der Zähne das fast Unteilbare zu zermalmen. Oder sie schweifte nach dem ganz Groben aus und rückte an den schweren Bettgestellen mehr als notwendig war. — Denn morgen sind wir tot! Aber auch ein Geizen und Lechzen stellte sich bisweilen ein. Beide Männer, Hugo und Edwin und noch dazu Bruno Pfeiffer begehrte sie manchmal leidenschaftlich zu gleicher Zeit. In den Mahlzeiten wurde sie unmäßig. Verheiratete Altersgenossinnen der Stadt beneidete sie bis zur Geilheit. Sie träumte schwül,

ob jene beiden Männer ſie wohl beſitzen möchten. Und in ſolchen Übergängen herrſchte ſie die Mutter an, daß dieſe es ſich verbitten mußte. Aber der Schlag ihres Herzens hieß: rette mich, rette mich!

Sie war manchmal wie ein Adler im Käfig, der von ein paar anderen freien ſich hat zurufen hören: „Es gibt eine Alpe und morgen kommſt du dahin,“ und der nun in blindem Haſſe Käfig, das beſte Futter und die lindeſte fütternde Hand mit Krallenfüßen ſchlägt. Und manchmal war ſie wie der reuige Verbrecher am Kreuze, der gehört hat: „Morgen wirſt du mit mir im Paradieſe ſein.“

So kam der Vorabend zu Michaelis heran. Um die ſiebente Stunde rüſtete ſie allein in der Küche das Abendbrot. Bruno Pfeiffer ſollte heute noch kommen, obwohl er auch für morgen zur Jagd geladen war. Weil er der Sohn des Bürgermeiſters war, hätte der vaterſtadtfreundliche Dagott es wohl am liebſten geſehen, daß ſich Hermine mit ihm verband, und bat ihn daher nach ſeinem Plane vor anderen ſo oft herüber. Hermine wußte nicht, was ſie beginnen würde, wenn er heut um ſie anhielt. Freilich morgen war der Tag des großen Gewinns. Aber der Sturmwind und dieſe Dämmerung machten ſie unglücklich.

Das Licht im Herde ſauſte. Ein gewaltſamer Aufruhr ſchäumte durch den dornumgebenen alten Garten hinauf und hinab und belebte auch die

düſteren, verwachſenen Gänge im Hintergrunde mit ſeiner kalten Heftigkeit. Das zähe Holz ächzte mitunter wie in wehmütigem Erſtaunen. An den Fenſtern wirbelten die Blätter vorüber wie auswanderndes, kleines, wildes Getier in rotgelbem Wams.

Hermine wurde es zu Sinnen, als ſchnob der Wind durch ihre Kleider, ihren Leib und ihre Seele, als wollte er, was an ihr lebendig war, kühlen und auslöſchen, — und ſie hatte niemanden, an den ſie ſich ſchmiegen konnte.

Dieſen Augenblick wußte ſie nicht, ob ſie nach Mann oder Weib verlangte. Sie ſah plötzlich im Geiſte eine Doppelgängerin aus der Tiefe des Gartens ſich entgegenkommen, griff entſetzt mit ihren eckigen Händen in die Henkel eines Kochtopfes und ruckte ihn vom Feuer. Sie horchte in den Sturm. Niemand in der ganzen Stadt hat wohl ſo in die verſtreuten Stimmen hineingebangt wie ſie. Verwirrt hielt ſie den Tiegel in Händen und ſtarrte auf die Funken im Ruß. Einer nach dem anderen ließ ſein Gold in die ſchwarze Rinde untergehen. Sie träumte mit dem Ohre: morgen.

Morgen war auch Eliſabeths Sterbetag. Totengräber Grelert ſchaffte heute im Unwetter an ihrem Grabe. Hermine hatte es von ihrem Zimmer aus geſehen. Sie fühlte Erde auf ihren jungen Nacken und alle ihre weißen Glieder regnen. Darum be-

gann die Sehnſucht nach einem Menſchen, dem ſie ſich hingeben konnte, wiederum in ihr umzugehen in fatalen Kreiſen, wie ein großer, kalter Mühlenſtein.

Horch! Trommelte jemand aus den Wolken mit nackten Fäuſten einen Wirbel auf die Erde? Seltſam rollte der Wind, zwiſchen den Häuſern gefangen. Totengräber Grelert würde wohl ſagen: „Heute wird ein grimmiger Muſikus geboren.“

Doch der Sturm legte ſich, und Hermines Seele ward müder mit dem Feuer im Herde. Zwar ſpürte ſie ſich von Kräften ſchwer, aber dieſe dehnten ſich nicht ſo drückend und preſſend nach allen Seiten, ſie wollten nicht mehr durch die verſchleiernde Nacht ins Morgen hinausſchwärmen und -ſchnellen, vor dem das verhungernde Verlangen heute doch betäubt niedertaumeln mußte. Sie hatte Vertrauen zur Zukunft, ſie war für ſie gefeit . . .

Sie dachte: „Was kann mir Bruno Pfeiffer jetzt noch ſein?“ Indeſſen als er kam, konnte ſie ihn nicht anders als mit Liebe betrachten, — und er mußte nach ihr heißhungrig ſein! Wie? Was hatte es zu bedeuten, daß die Eltern ihm öfter freundlich zunickten und Dagott heimlich vor ihr, doch hörbar ſagte: „Ich würde mich ſehr freuen, verſuchen Sie nur, immer tapfer!“ Ihr war dabei eine heiße Welle über den Rücken gelaufen.

Sagte ſie zu, ging ihr das Morgen unter. Zagende aber werden nicht geſegnet.

Nach dem Abendeſſen wurde ein Kartenſpiel vorgeſchlagen. Sie wünſchte nicht teilzunehmen, — wollte aber von fern zuſehen und die heute beſonders ungezogene Ruth verweilen.

Sie ſetzte ſich mit dem Kinde ins unbeleuchtete Schlafzimmer und erzählte ihm ungemütlich Schnurren, während Dagott, Frau Katharina und Pfeiffer vor ihr in der großen Stube um den runden Tiſch ſaßen, Bruno ihr gegenüber. Sie mußte ihn oft anſehen, fühlte ſich immer wieder hingezogen und hörte Dagotts Worte nachklingen: „Verſuchen Sie nur!“

Wie? Pfeiffer ſtand doch erſt an dritter Stelle unter den Menſchen, die ihr lieb waren, von den beiden anderen war ihr gewiß doch mindeſtens einer ſicher.

Sie merkte, wie ſich Brunos Blicke an den ihren mehr und mehr entzündeten, und ſo wollte ſie morgen die anderen Geliebten unfehlbar zwingen!

Morgen! — Hätte ſie denn Bruno wirklich zurückweiſen können, wenn er um ſie warb? — — Um der anderen willen, ja! O, käme er doch jetzt und hielte um ſie an!

Die vorige Luſt regte ſich in ihr, aber alle Stimmen, die jubeln wollten, knebelte ſie, damit es morgen in um ſo hellerem Lobgeſang zuſammenjauchzen — zuſammenſchrillen möchte: ſie dachte es trotzig noch einmal: wenn ſie Bruno doch

heute abweiſen dürfte! Und ſie tat ſich damit wiederum bitter weh ... Sie ſah ihn an wie einen lieben Hund, dem ſie die Hand zu lecken geben wollte, um ihm dafür auf die Schnauze zu ſchlagen, damit ſie ſeinen Schmerz ſelbſt zu koſten Gelegenheit fände.

Wohlan! Sie mußte Bruno dieſen Abend noch herlocken, wie um eine Probe ihrer Anziehungsfähigkeit zu machen. Sie berauſchte ſich in den entgegengeſetzteſten Gefühlen. Mit einem koketten Blick auf ihn umarmte ſie Ruth wie eine Braut den Bräutigam. Mit Wollnſt ſah ſie, wie er in das vor ihm ſtehende Glas hineinerrötete. Seine heißen Augen ſchienen, während die Strahlen herniederfuhren, die Wangen anzuglühen. Ihre Grauſamkeit braunte immer ſüßer. Sie redete ungereimt zu Ruth. Dieſe wollte bloß mehr hören, am liebſten, was Hermine in ihrem Alter für Streiche begangen. Hermine tiſchte lauter abenteuerliche Lügen auf, aber während ſie vom ſingenden Füllen auf der Wieſe fabulierte, ſpottete ſie innerlich: „Es iſt ſchon recht, beſter Bruno, daß du im Kartenſpiel ſo oft gewinnſt. Wer weiß, ob dir verlockendere als die Kartendamen hold ſind!“ Bruno ließ kaum die Augen von ihr.

Sie küßte ſchnell wiederum Ruth, diesmal mit einem unſicheren Blick auf ihn, aber er errötete zu ihrem Entzücken doch.

Weil Ruth sie schon um eine neue Geschichte anging und sie durch ihre Erfolge höhnisch gestimmt war, kam sie auf den Einfall, Bruno als Modell eines Elefanten zu gebrauchen, der in einer Jugendmär auftrat. Etwas Sentimentalität mengte sich hinein, denn sie entsann sich nebenbei des Nachmittags, an dem sie mit Edwin Maßholder ausländischen Komödianten nachgerannt war. Pfeiffer hatte einen massigen Schädel, ganz kleine Augen, eine platt angedrückte lange Nase, dicken Rumpf und fette Gliedmaßen, so daß er bei guter Weinlaune einem Elefanten mit zierlichem Rüssel wohl verglichen werden konnte. Hermine spann eine lange Fabel, und da sie geschminkt lachend auf Bruno blickte und einflocht, daß ihr Elefant auch Karten spielen könne und verliebt sei, so wußte Ruth gar wohl, auf wen sie zielte. Hermine fragte gar, aber ihre Stimme war zerrüttet: „Wenn nun ein Elefant käme und mich heiraten wollte, was würdest du dazu sagen?“ Ruth lachte herzlich. „Ich würde keinen nehmen,“ sagte sie. „Ich auch nicht,“ stimmte Hermine bei und winkte mit kränklich blitzenden Augen gegen Bruno.

Dieser erhob sich bald darauf und trat zaudernd auf die Schwelle des Schlafzimmers mit den Worten: „Störe ich? Hier wird eifrig erzählt.“

„Von Ihnen, Herr Elefant,“ erwiderte Ruth.

Pfeiffer, eiskalt berührt, begann ſchleunig mit Leichenbittergebärden: „Fräulein Hermine —“

Ruth fiel ihm ins Wort: „Einen Elefanten heiratet meine Schweſter nicht,“ ſtieß mit den ausgebreiteten Händen gegen ſeine Schenkel und ſchob ihn ſtramm rückwärts.

Er ſagte mit ſaurem Lächeln, kreidebleich, noch einige Allgemeinheiten und verabſchiedete ſich. Herr und Frau Dagott machten peinliche Geſichter.

Hermine ſtand mit bewölkter Stirn dabei. Wehe, was hatte ſie begangen! Ihr wurde es jäh leid und ſie prüfte ſich brünſtig, ob ſie Bruno nicht mehr lieb habe als die anderen. Sie fühlte ſich im Kreuz eidechſenhaft zerbrechlich. Ihre Hand zuckte empor, Ruth zu ſchlagen, aber die Kraft entwich ſofort aus den Muskeln. Mutloſigkeit und Vertrauensloſigkeit hielten ſie im Bann.

Bis zum ſpäten Einſchlafen folgte in ihr Furcht auf Furcht. Blutrünſtige Bilder tauchten auf, Fratzen umtanzten ſie, Dünſte wollten ſie erſticken, Schreie Sterbender erdroſſeln. Sie trug ſelber Verlangen nach dem Tode und wollte beten, abgerufen zu werden, beten, obſchon ſie Jahre lang nie gebetet hatte. Trotzdem, ihre Liebesleidenſchaft war keineswegs untergegangen, denn grauſam ſpieleriſche Unehrlichkeit war in ihr Todverlangen gemiſcht: ſie ſah flatternd wieder ihre Doppelgängerin, ließ ſie an ihrem Lager knien

und ſtammelte ihr ein geziertes Gebet zurecht: „Nicht länger laß mich auf der Erde wandeln, Herr. Warum ich ſo dich bitte, weiß ich nicht, doch fühle ich, es iſt eine gerechte Bitte. Warum iſt mir das Herz ſo voller Not, und dieſe Worte, warum ſchweben ſie mit wermutbitterem Geſchmacke von der dürren Lippe? — Jener Dolch iſt das allerſchönſte Stück von denen um mich her, aber er iſt kalt und ſeine Klinge iſt zerbrochen. Brich mir das letzte Stück des Lebens ab. Daß es als dein Geſchenk ſchön war, glaube ich, aber brich das letzte Stück ab, denn bisher war es ja hart und kalt wie jene Klinge. Darum brich es ab.“

Ein unentwirrbares Durcheinander von Geſichten umzirkte ſie, aber im Hintergrunde ſtand immer nebelhaft ein großer, grauer Elefant, ſteif wie ein Götze.

Wie ihr der nächſte Tag bis gegen Abend verfloß, das hätte ſie kaum ſagen können. Sehr frühe war ſie aufgeſtanden und hatte jedes Kleidungsſtück verkehrt angezogen. Es war auch noch nicht ſpät geweſen, als Dagott mit Hugo Winterlicht in ihr Zimmer gekommen war und geſagt hatte: „Ja, die Waffen müſſen Sie ſich anſehen. Das iſt etwas für Sie.“ Ihr war nicht entfallen, daß er vor Jahren demſelben Manne den Wunſch, die Sammlung zu beſichtigen, verweigert hatte und

daß er ſeit einigen Wochen öfter jüngere Beſucher herauf führte, wenn ſie ſelbſt oben weilte, angeblich um die Waffen vorzuweiſen. Trotz aller glückhaften Überraſchung durch Hugo hatte ſie Dagott ungehalten und unvermittelt entgegnet, daß ſie geſtern Bruno Pfeiffer zurückgewieſen, als er ſie zum Weibe wünſchte. Dann war ſie mit Hugo hinuntergegangen, die Jäger hatten gelärmt, ſie war irgendwie dabei geweſen, in blutiger Wirrſal. Alle waren fortgegangen, ſie übrig geblieben, und weder Hugo Winterlicht noch Edwin Maßholder hatte ſie begehrt. Sie hatte bis jetzt gefaſtet und ſaß mit einem Herzen im Garten, das wie von unzähligen Blitzen zerſchliſſen war.

Hugo kam nicht mehr wieder; er wollte von der Jagd gleich nach Hauſe gehen und abfahren.

Edwin war glasſpröde geweſen. Er fuhr morgen.

Hermine gab ſich dennoch einer gewiſſen Ruhe hin, als wäre etwas Geahntes nun erfüllt. Sie war geduldig. Nur die lebhafte Ruth mochte ſie nicht um ſich leiden und ſagte: „Du biſt ungezogen, geh' vor das Haus auf die Straße und ſpiele dort.“ Ruth verließ ſie.

Der Himmel blaute über dem Garten ohne Glanz. Hermine war ſo traurig, daß ſie meinte, die Sterne müßten auch jetzt am Tage ſcheinen. Der Garten war ausgeblüht. Die vorletzte Woche

hatten noch zehn Aſtern, die letzte noch zwei geſchimmert, nun ſtand nur eine einzige von blauer Farbe verlaſſen da. Wie eine Zwergenampel leuchtete der vielzinkige Stern dieſer letzten zu Füßen eines alten Baumes, der ſich vor ihr zurückneigte. Der geſtrige Abend träumte in Hermine nach: an dem Stamm lehnte eine Mädchengeſtalt wie ſie ſelbſt in dünnem Schleierhemde und legte ihre Stirn an die Nacktheit der übereinandergeſchobenen, zum Oval verbundenen Arme in hellem Schlafe.

Plötzlich bemerkte Hermine vier Männer auf dem fernen Rande der Höhen hinter dem Garten. Sie löſten ſich eben vom Hintergrunde der Wälder ab und kamen den Grenzrain herunter, der auf die Hecke zulief. Hermine machte ſich froh ſtutzend auf und verſchwand im Hauſe.

Die vier, ausgeſtattet mit Ruckſäcken und Flinten, einer hinter dem anderen ſchreitend und von fern anzuſchauen wie Troubadoure, waren Bruno Pfeiffer, Edwin Maßholder, Hugo Winterlicht und Lehrer Karp. Sie hatten zuſammen gepürſcht, weil ſie die jüngſten waren und ein ſäuerliches Gefühl der Zuſammengehörigkeit ſie beieinander hielt, hatten ſich verſpätet und auf dem nächſten Dorfe gemeinſam Mittag gegeſſen, wobei jeder auf des anderen Glück in der Liebe trank, obwohl er ihm insgeheim

in dieſer Beziehung durchaus nicht wohl wollte, denn alle vier liebten Hermine. — Jetzt ſchwiegen ſie ſchon lange.

Ernſt überſchritten ſie den Steg des Grabens, welcher früher wie ein Pfauenauge geſtrahlt hatte und nun verſchlammt dalag, als ein Abendvogel in der Linie ihrer Köpfe niedrig hergezogen kam und im Dagottſchen Garten weiterkreiſte.

Bruno Pfeiffer, der erſte, hörte ihn ſurren, ließ aber den Kopf geſenkt. Er hatte geſtern den anderen zuvorkommen wollen, und heute hoffte er ſchon nichts mehr. Er hatte morgens vor den Stadtmauern die Jäger erwartet, weil er Hermines Haus nicht betreten mochte.

Der zweite, Edwin Maßholder, warf dem Vogel nur einen kurzen Blick nach und ließ ihn dann vor den Füßen an der Erde entlang laufen. Er dachte ſich: „Heute früh war ſie häßlich wie eine Hure. Laß mich jetzt noch einmal nachſehen. Kam ſie mir doch wonneſam vor, als ſie uns neulich beſuchte, und liebreich und roſig blaß wie jenes verſtorbene Kind aus alter Zeit, das eine Truhe in Händen trägt mit Spitzenzeug, ihm als Braut bereit. Ich wollte das duftige Zeug entfalten . . . Ich kann nicht von ihr laſſen".

Hugo Winterlicht, der dritte, verfolgte den Vogel ein gutes Stück mit ſcharfem, ſinnendem Auge und ſtarrte dann ſchräg in die Höhe. Auch er liebte

Hermine ſehr und war morgens hereingetreten, um ſie zu begehren. Aber er hatte es unterlaſſen müſſen. Es war geweſen, als verlangte ſie nach ihm und bebte doch, angerührt und in die Arme geſchloſſen zu werden. In Augenblicken ſteigerte ſich das zu unverhülltem Zurückſtoßen. Dann ſchien ſie wieder gereizt. Sie machte ſteife Augen, hatte eine gelle Stimme, ihr Kopf fiel wie bei einem Schwindel zur Seite. Krank erſchien ſie. Ein Sichſelbſtſuchen und Sichbeſinnenwollen klang aus ihren Worten, es war auch, als verberge ſie einen ſalzigen Nachgeſchmack auf der Zunge. Dann wieder wurde ſie mild, als umwehten ſie Palmenſchatten einer Oaſe nach mondelanger Wüſtenwanderung. Auch ſo erfreute er ſich ihrer nicht, denn ſie ſchoß kühne Blicke zu Edwin Maßholder. Einige Male betrachtete ſie ihn ſelbſt geradezu lüſtern. Er gab den Blick nicht keuſch wieder, und doch war ſie ſchroff, als begänne unter der Halskrauſe der Stein. Er konnte nicht um ſie werben, aber miſſen konnte er ſie auch nicht und wollte ſie in Briefen erforſchen, ſie, die er ſchon genau zu kennen geglaubt. Jetzt zweifelte er nur, ob er ſich ihr vor der Abreiſe noch zeigen ſollte. Zwar wozu?

Karp hatte dem Vogel am längſten nachgeſehen, ſo lange, bis er in den Büſchen verſchwunden war, mit wehmuthellen Augen, jedoch ziemlich gedankenlos. Ihm ſchnürte ſich die Kehle wie

einem, der übergangen iſt, wo viele ausgezeichnet wurden.

So kamen die vier vor das Dagottſche Haus, noch immer einer hinter den andern gereiht. Ruth warf ihr Spielzeug auf die Straße und lief ihnen entgegen. Zu Pfeiffer ſagte ſie: „Guten Tag, Herr Elefant,“ und ergänzte ſchnippiſch: „Sie nehmen wohl übel, daß meine Schweſter Sie Elefant genannt hat?“ Er verſetzte ihr einen leichten Schlag gegen den Arm und ſagte: „Pfui, du Unart ſollteſt dich ſchämen.“ Nun zweifelte Hugo Winterlicht nicht mehr, ſondern ging kopfſchüttelnd neben Bruno Pfeiffer davon und wollte ſein Heil auf den Briefen beruhen laſſen.

Edwin Maßholder war eigens in die Stadt zurückgekommen, um Hermine zu ſehen. So trat er ein. Karp folgte, doch er mochte dem Geſpräche nicht zuhören in der Furcht, das Ungeheuerliche möchte nun vor ſich gehen. Er hatte herausgefunden, daß er lange nichts gegolten hatte, daß die Blicke Hermines auf ihm kalt ruhten und die Verwirrung in ihnen ſich lediglich auf die anderen bezog. Er ſchlich, ſobald es anging, rückwärts an die Tür und hinaus in den Garten „zu den Abendvögelein“.

Aber das Ungeheuerliche geſchah nicht.

Ruth kam hereingelaufen und berichtete, wie ſie mit Bruno Pfeiffer verfahren und wie dieſer

ſie geſchlagen. Da ſeufzte Hermine: „Hier darf man keinen Scherz machen“, war einen Augenblick ſchön, doch bald zerwühlten maßloſe Aufregungen ihr Geſicht. Darum ging Edwin Maßholder ſofort und wollte morgen nachmittag den endgiltigen Abſchied nehmen. Seine Stimme klang durchaus geſchäftlich.

Hermine hatte Gewißheit. Sie ſtapfte gleichgiltig in den Garten zurück. Sie erblickte Karp und ward erſchüttert. Das eigenartige Gefühl durchrieſelte ſie, das uns ergreift, wenn eine Arbeit, die wir begonnen haben und von der wir ſcheiden mußten, fortwirkt. Es iſt etwas Losgeriſſenes, das wir umſchwärmen wie ein Inſekt das Licht.

Hermine ging zwiſchen den ſich fröſtelnd entlaubenden Bäumen mit Karp langſam auf und ab. Sie erzählten einander Erlebniſſe und wurden beide ſehr freimütig. Gegenſeitige Trauer ſchlug ähnliche Saiten an.

Hermine baute ſich ein wenig auf, nur eine große Angſt verließ ſie nicht: in alle Äußerungen Karps horchte ſie mit fragenden Ohren hinein.

Der Abend kam. Seine mäßige Kälte und der Verweſungsduft des Laubes führten eine nachdenkliche Verſchollenheit in den Bezirk der hohen Hecken.

Und die beiden ſchritten immer auf und ab . . .

Die Blätter ſchneiten unabläſſig, blieben manchmal am Gewand ein Veilchen kleben, vom Windhauch angedrückt, und ſanken dann plötzlich nieder. Die Füße wanderten mitunter ſchon über eine zerriſſene rote Decke. Überall ſtachen die Rippen des Laubes deutlich hervor.

Hermine ſuchte in Karp auf, was ihr verwandt ſein könnte. Sie achtete auf den Tonfall ſeiner Worte wie auf die Richtung ſeiner Wünſche.

Der Boden der Gänge war hart. Die Sohlen klopften vernehmlich an. Hermine merkte, daß ihr Schritt ungleich dem Karps war. Sie ging langſamer, um mit Karp in denſelben Takt zu kommen, aber auch er verlangſamte ſich. Schließlich waren beide ſtehen geblieben. Sie glaubte ſich entſchuldigen zu müſſen und ſagte: „Horchen Sie! Liegt in der Luft nicht etwas wie leiſe Muſik?“

Er erwiderte: „Nein.“

In der Tat meinte ſie ein feines Tönen in ihr Ohr dringen zu hören.

Sie gingen weiter.

Die Seelen kamen einander näher, beide mochten nicht beplaudern, was ſie wechſelſeitig ſo wenig anging. Sie ſuchten ein anderes Geſpräch und fanden keins. In Abſtänden machten ſie kurze Bemerkungen.

Hermine war es, als wollte immerzu irgendwo

ein Morgen dämmern, aber ſie war ja zu harmvoll, um ihn zu erleben.

Noch ſchien ihr der leiſe Klang in der Luft zu liegen. Noch achtete ſie auf Karps Schritte, und wieder blieben beide allmählich ſtehen, diesmal an der Pforte der Hecke nach der Straße hinaus. Zwei Kaſtanienbäume waren dort.

Der Vollmond ſtand tief in einem ſpitzen Himmelszipfel zwiſchen einem ſchrägen Dach und dem Kirchturm.

„Wie er ausſieht," ſagte Hermine, um das Stilleſtehen zu entſchuldigen. „Wie eine Apfelſine in der Tüte." Sie dachte, Karp werde ſie über ihre aufgeleſene Albernheit verlachen, indeſſen blieb er ernſt. Sie war darüber froh und liebte ihn.

Sie redeten weiter. Hermine empfand jedes Wort ſüß, aber es war doch ein Reden wie durch Waſſer.

„Möchten die Kaſtanien doch blühen," ſagte Karp.

Hermine: „Ich ſaß in ihrer Blüte gern darunter, und vom roſigen Baldachine fiel Duft mir auf die Schulter, in den Schoß."

„Wenn es durch den Baum ſchauert, fühlen Sie ſich nicht heimatlos?"

„Ja, — in der halben Dunkelheit und im Herbſt."

„Wir gehen ſchon lange hier. Die Sonne iſt gut zwei Stunden herunter."

„Sie legte ihr Licht wie einen Teppich aus gelbem Sammt mit grünem Grunde auf die Dächer im Kreiſe. Nun iſt er herabgeglitten.“

„Mir will weh werden, Fräulein Hermine.“

„Alle Straßen ſind verlaſſen.“

„Ich bin ja auch eigentlich fremd hier. Sehen Sie, in allen Straßen zündet man die Lampen an und alle Zuſammengehörigen ſammeln ſich um das Licht. Ich gehöre nicht um eine der Lampen.“

„Ich auch nicht.“

„Nun trifft unſern Kaſtanienbaum ein ſchmales Glänzen.“

„Der Blätterfall zieht durch den Schein.“

„Er iſt linde.“

„Er geht zur Nacht.“

„Er tanzt kurz hindurch.“

„Es ſind Roſentänze.“

„Roſentänze.“ —

„Herr Karp, Sie ſtehen auch zum Teil im Hellen. Ihr Herz ſieht man im Lichte ſchlagen.“

Sie ſchwiegen darauf lange. Der Mond klomm höher. Er warf die Schatten der Schlehen zurück, und Hermine ſah auch ihren und Karps Schatten von den Dornen ergriffen.

„Es iſt ſehr ſtill,“ begann Karp wieder mit bebender Stimme.

„Es liegt doch ein Klingen in der Luft,“ entgegnete Hermine.

„Jetzt höre ich es auch. Was wird es sein?“

„Kommt es nicht von rechts?“

„Ich glaube wohl.“

„Dann ist es Grelert. Er spielt seine Harmonika.“

„Er wird die Fenster geöffnet haben.“

„Das tut er gern. — Der vorrückende Abend klärt den Schall.“

„Ich höre beinahe die Melodie eines Volksliedes.“

„Kommen Sie, wir wollen zu ihm gehen. Ich war ihm gram und muß mich jetzt mit ihm versöhnen.“

„Ich komme.“

Sie gingen selbander.

Als sie an der Tür des Totengräbers klopften, rief dieser drinnen, wahrscheinlich schon ahnend, daß Hermine draußen war: „Achachachach!“

Sie traten ein und blieben stumm an der Tür stehen. Die Stube war dunkel.

Grelert stutzte, spielte schnell eine Kadenz und humpelte ihnen dann entgegen. Er betrachtete sie aufmerksam, schien sorgfältig in ihren Augen zu lesen und haspelte unter seinem breiten Grinsen mit glücklicher Stimme hervor: „Hier darf man zur Verlobung Glück wünschen.“

Hermine entdeckte einen herzlichen Zug in Grelerts Lächeln und konnte nicht glauben, daß er

ſpottete. Jetzt endlich hatte ſie den Grund dieſes Lächelns gefunden.

Sie widerſprach nicht, Karp blieb ebenfalls ſtumm. Sie fühlte neben ihm alle umflorten Ereigniſſe ihres Lebens ſich mehr angehören. Es war ein ſchmerzender Reichtum, an den ſie gemahnt wurde, aber es lag doch Fülle des Herzens darin. Sie griff eine der ausgeſtreckten Hände Grelerts und faßte zu gleicher Zeit Karps Rechte. Karp reichte dem Totengräber nun die Linke.

Hermine ſagte zu Grelert nur: „Jetzt wollen wir wieder gut miteinander ſein.

Er ſtreichelte ſie.

Dann ſagte ſie zu Karp leiſe: „Komm.“

Im Hausflur umſchlang ſie ihn und küßte ſeinen Mund.

„Wir müſſen es nun der Mutter erzählen,“ beſtimmte ſie ernſt.

Karp ſchwieg mit ſeiner Hermine und drückte ihr nur die Hand, während ſie dem Hauſe Dagotts zueilten.

Dort erregten ſie zunächſt Befremden, dann aber die herzlichſte Freude. Dagott küßte, wen er erwiſchte, und fuhr in der Stube umher wie ein chaſſierendes Orhoftfaß.

„Töchterchen!“ ſchrie er. „Sofort muß ich dir etwas ſchenken. Kommt, Kinder, zum Uhrmacher Winterlicht. Dort ſuchen wir Ringe aus und etwas

extra. Und wenn wir ihn aus dem Schlaf trompeten müſſen.“

Kein Sträuben half. Nur Frau Katharina blieb zu Hauſe.

Dagott rief auf den Markte: „Herrrr Nachbar Winterlicht! Machen Sie Licht im Laden!“

Bald konnten ſie eintreten.

Während das Paar ſchwieg, war Dagott noch immer außer ſich. „Meine Tochter hat ſich verlobt. Wir möchten Ringe. Und dann verkaufen Sie mir ein Geſchenk für Hermine. Sie hat mich glücklich gemacht. Meine liebe Tochter!“ Er küßte ſie täppiſch.

Winterlicht ſtreckte beide Hände und wünſchte Glück, etwas verſonnen. „Das iſt ſchön,“ ſagte er. „Gerade am Todestag Ihrer Freundin finden Sie den Lebensgefährten.“

„Woher wiſſen Sie das Datum ſo genau?“ fragte Hermine beklommen.

„Das iſt ſchön,“ fuhr Winterlicht in ſinnendem Tone fort. „Schade, daß mein Sohn in dieſer Stunde nicht mehr zugegen iſt. Er würde ſich über den Zufall auch wundern.“ Verändert ſagte er dann: „Woher ich es weiß? — Ja, das hat ſeine Bewandtnis.“

„Nun ſchön,“ ſagte Dagott, „aber jetzt muß ich meiner Tochter zuerſt etwas ſchenken.“

„Das hat ſeine Bewandtnis,“ ſagte Winterlicht,

„Wenn Sie etwas ſchenken wollen, ſo kaufen Sie mir eine feine Damenuhr ab, die ich Ihnen ſogleich ſuchen werde. — Sehen Sie, dieſer Uhr wegen weiß ich das Datum ſo genau. Erſchrecken Sie nur nicht, weil ein ſchwarzes Kreuz auf dem Rücken eingraviert iſt. Daran iſt ein trauriges Lied ſchuld.“

„Dort unten in der Mühle!“ fiel Dagott liſtig ein.

„Woher wiſſen Sie das?“ fragte Winterlicht betroffen.

„Ich habe Sie damals ſingen hören,“ gab Dagott pfiffig zurück.

Hermine ſah unterdeſſen umher, und das Aufſehen kam ihr vor wie ein Wagnis, denn ſie ſank in immer tiefere Kümmernis. Das mangelhafte Licht im Laden ſtreifte viele blanke Gegenſtände. Hier tickte es ſchwer, dort hüpfte das Pendel einen leichten Polkatakt. Drüben ſchlug es. Draußen unter der Himmelsglocke ſchmachtete eine ſolche Stille und hier drinnen ſchien geräuſchvoll das Leben bemeſſen zu werden. Für Hermine tropften aus den Rädern Schickſale, das ihre vielleicht aus denen, die der Uhrmacher eben aufzog. Zwar kamen ihr ſolche Empfinden nur dumpf ein: ſie hatte bloß Vorſtellungen von Glänzen und Blinken und von der Beweglichkeit dieſes Glänzens und Blinkens und dazu von dem, was Winterlicht erzählte.

„Kaufen Sie mir das Ding ab, Herr Dagott, zur Erinnerung,“ ſagte der zuletzt.

Hermine bat wehmütig und Dagott kaufte ihr die Uhr.

Dann trennte man ſich. Als Hermine ſich entkleidet hatte, ſtand ſie noch lange im Bette. Der Mond war höher geſtiegen. Die Welt lag wie unter Glas.

Hermine ſtand und fror.

Plötzlich taumelte ſie rückwärts gegen die Wand und verletzte ſich an den gekreuzten Morgenſternen den Rücken. Sie taſtete die Stacheln mit den Fingern ab und legte ſich. Nun ſchlief ſie bald ein und träumte, alles, was ſie berühre, verwandle ſich in vielſpitzige Morgenſterne.

Neuntes Kapitel

Die Ringe waren noch nicht gewechſelt worden. Auf Hermines Wunſch ſollte das erſt am nächſten Nachmittage geſchehen. Sie dachte bei dieſer Abmachung daran, daß Edwin Maßholder dann zum letzten Male zu kommen verſprochen hatte. Sie wollte mit Dagott und Karp ſolange im Geſpräche ſitzen, bis er einträte und die Ringe auf dem Tiſche liegen ſähe. Dann wollte ſie die Verlobung rückgängig machen und hoffte — — Aber als die Stunde näher kam, ſaß ſie wie auf glühendem Roſte! Würde Edwin ſie heiraten, wenn ſie den Lehrer zurückwies, nachdem ſchon Bruno Pfeiffer von ihr fortgeſchickt war? Sie liebte ja auch Karp, ihren inneren Verwandten! Das war er doch? Wozu alle Sorge! So begann ſie und ſpann ſich dann verzweifelt tiefer und tiefer in Düſternis. Ihr ganzes Leben faßte ſich ringend zuſammen. Wozu hatte ſie gelebt? Sie duldete wahre Seelenkrämpfe.

Endlich konnte ſie es nicht mehr ertragen und ſtürzte in die Küche, wo Frau Katharina einen Imbiß bereitete; ſie warf weinend ihren Kopf an die Mutterbruſt und küßte der Erſtaunten beide Hände. Frau Katharina ſtreichelte ihr das Haar. Hermine tat ſich das erſchreckende Bewußtſein einer ungeheuren, unbeſiegbaren Feigheit vor dem Bekennt-

nis auf und ſie rang im ſtillen mit der Mutter um Verſtändnis. Ihr Hirn war auch zu voll und zu unklar, als daß ſie hätte reden und erklären können. Ihre Not mußte nach ihrem Schweigen gedeutet werden. Dennoch ermannte ſie ſich und verſuchte noch heftiger weinend zu ſprechen.

Aber ſie bemerkte auch in den Augen der Mutter Tränen und ſah an deren Mienen, daß ſie mißverſtanden wurde. „Alſo bekennen, bekennen," ſchrie es in ihr. „Allein bleiben kann ich nicht mehr," dies war das einzige, was aus ihren wirren Gedanken zu Wort ward, was allem anderen gewaltſam vorausdrang. Der feſte Glaube an eine unfaßbare, unbarmherzige Notwendigkeit warf ſie faſt ohnmächtig zu Boden. Die Mutter trocknete ihr die Tränen und ſagte: „Hab keine Furcht. Komm."

Sie gehorchte ohne Einſpruch und Weigerung, nur der Abend des Jubiläums kam ihr ins Gemüt. Und Frau Dagott ergriff drinnen die Ringe, ſagte: „Kommt, meine Kinder," und das Gold wurde um die Finger gelegt.

Hermine war nun wie zerbrochen, aber doch unendlich getröſtet.

Als Edwin Maßholder kam, ließ ſie Karps Hand nicht frei und nahm kurzen Abſchied.

Nun folgte ihr eine Zeit des Nähens. Sie ſchaffte am Brautſtaat. Sie mußte ſich wacker

gegen das Kinderwort vom Brunnen wehren, und während sie es in der Erinnerung unterdrückte und die herumgelagerten Ereignisse aufbaute, bildete sie sich ein, nicht daran zu leiden. War es ihr nicht, wie wenn sie sich mit jedem Stich selbst in die Haut stäche? Der Faden zog sich wie die ununterbrochene, dünne Trauer über alle Ränder. All das weiße Zeug dünkte sie Trauergewand, in das sie ihre blutwarmen Glieder einsperren wollte. Sie wartete und wartete auf einen Besuch, der fragen würde, ob sie glücklich bei ihrer Arbeit wäre: dann sollten sie hören, wie es in ihr aussähe. Aber der Besuch, zu dem sie offen zu reden die Kraft gehabt hätte, blieb aus, nur Teilnehmer vom fünfhundertjährigen Stadtjubiläum kamen, und sie ergrimmte dann wohl so, daß sie sich mit der Nadel in den Finger stach, um einen Grund zum Fortgehen zu haben.

Der Mutter vertraute sie. Doch was sollte sie ihr eigentlich klagen? Auf Hugo und Edwin und Bruno glaubte sie schon fest verzichtet zu haben, jedesmal wenn sie ihr gegenüber den Mund auftun wollte. Sie machte gewiß nur eine Zeit des Unbehagens durch und ahnte doch ein heilloses Verschrumpfen, ein Greiswerden ihrer Seele.

Und die Mutter war so lind. Der war die eigene schwere Entscheidung vor der zweiten Heirat lebendig geworden. Sie nahm sich vor, einmal

mehr zu reden als ſonſt und der Tochter über den offenbar unſicheren Zuſtand möglichſt zu helfen wie einer ungeübten Schlittſchuhläuferin über einen See. Sobald ſie einen fragenden Gedanken in Hermines Blicken geleſen hatte, gab ſie nach beſtem Gewiſſen in kargen Silben eine Antwort.

Hermines Seele wurde allmählich heller wie ein Prunkzimmer, in dem jemand nach wüſten Tanznächten mit dem Staubwedel umgeht. Und doch! — und doch . . .

Am Nachmittage ihrer öffentlichen Verlobungsfeier brach ſie mit dem Bräutigam zu einem Spaziergange auf, unbekümmert, nur daß es in ihr nagend ſchwelte und ab und zu einen irrtanzenden Funken ſprühte.

Es war nebelig, die Luft qualmte bis zum Himmel.

Sie gingen in den Wald: er war leerer und weiter und verlaſſener als ſonſt. Alles war weiß, wie von Silber überzogen.

Die beiden ſchwiegen.

Der Wald wies tauſend geſpenſtiſche Verſchlingungen ſeiner Zweige auf, ſelbſt die dünnſten waren haarig bereift, Knäuel von langen, raupenartigen Würmern ſchienen hier erſtarrt. Die Farben waren erloſchen bis auf ſchwarz und weiß, höchſtens leuchtete aus den dunklen Tiefen des Waldes einmal von der Erde ein ſchorfig rotes Blatt. Weiter-

hin dehnte ſich ſchwarzes Herbſtlaub wie abgeworfene Drachenhaut — alles tot! Hermine wußte nicht, warum das ſie ſo anzog und warum ſie doch ſo ſehr verlangte zu rufen: „Es werde Leben!“

Sie ging mit Karp zurück über die Wieſe und hätte es gern gehabt, wenn er ihren Arm genommen oder ihr wenigſtens die Hand gegeben hätte.

Er ſchritt, von den grauweißen Nebeln kalt, nur ruhig neben ihr her und fürchtete ſich faſt vor ihr. Sie hatte heute etwas Rieſiges an ſich. Er ſchirmte ſich vor ihr durch kleinliche Ausmalung des künftigen Lebens, ſah ein artig eingerichtetes Stübchen im Mittagslichte liegen, während Fliegen über den blauen Himmel in den Fenſterſcheiben wie große Kühe krochen, hörte ſeine Frau in der Nebenſtube mit Linnen rauſchen, ſtellte ſich vor, wie er morgens nach der Schule gehen würde und draußen fiel duftiger Schnee ... Er ſuchte mehr zuſammenhängend zu denken. Weil ihm zu ſeiner Pein lange nichts einfiel, begann er ſeine Zukunftspläne mit dem Aufſtehen und füllte die Zeit bis wieder an den Morgen mit Alltagsgeſchäften aus; ebenſo rückte er nach den Jahreszeiten vor.

Hermine deuchte es, als wären ſie ſchon ſehr weit gegangen. Zehn Schritte wurden ihr zehn Meilen.

Auf der Wieſe leuchteten die Doldengewächſe ſilbern bereift wie winzige Puppenkandelaber, nur waren dieſe ſilbernen Kronleuchter ſo ſtill. Kein Fünkchen glimmte auf ihren vielen Äſten.

Hermine träumte, durch viele Säle zu ſchreiten, — es mußten doch ſehr viele Gemächer ſein, wo ſo viele Leuchter angebracht waren, nur pilgerte es ſich ſo totleiſe auf ihren Teppichen. Ein poſſierliches Völkchen müßte da wohnen und lachen und weinen und ſpazieren gehen und tafeln: — ſo war es eine wüſte Stätte.

Aber ſie war ja ein ſo langes Menſchenkind, daß wohl zwanzig Ellchen im Liliputanermaß an ihren Körper hätten gelegt werden müſſen, um ihn auszumeſſen. Ja, ihre Naſe würde bis an die Wetterfahne eines Kirchturms reichen und könnte das Wetter vorausſchmecken, dem die Fahne ſich zudrehte.

Weil dieſe Welt viel zu winzig war, kam es ihr wiederum ſo vor, als wäre ſie ſchon weit weggegangen — bis an das Ende ihres Lebens und fände nicht die rechte Fröhlichkeit. Dann ſtarb ſie, wurde wieder ein Kind, begann von vorn, und zwar mit rechter Herzensluſt, und ſah die Kronleuchter wie ein Ding ihrer Spielſtube an: da kam ihr eine Löſung des Druckes.

Vor Wonneweh einer unausſprechbaren Erkenntnis blühte ſie und wünſchte Weihnachtslichter,

ganz kleine, an die Schafgarben, und Weihnachtsfreuden, die sie nichts angingen, in die Stätte. Sie paßte nicht hinein, für sie war sie nicht geschaffen. — Welcher haftende, böse Beisinn nur quälte sie so wund! Reichte doch Karp die Hand!

Schweigend, wie sie fortgegangen, kam sie mit Karp zu Hause an.

Die Nebel wurden dicker, der Abend sank sehr früh.

Viele Gäste fanden sich ein. Hermine mochte keinen. Nur einen hatte sie froh geladen, und der fehlte unter ihnen, denn er war schon gestorben: Gelert. Sie zürnte darum fast mit den übrigen. In ihr glitt eine unsägliche Sehnsucht hin und her. Allmählich nahm dieselbe an Gewalt zu und wollte ihr jedes andere Gefühl zerknittern.

Über die Treibhausblumen, die man ihr zahlreich gebracht, konnte sich die Blumenfreundin nicht freuen.

Sie sprach nicht, sie antworte knapp, wenn sie gefragt wurde.

Man ordnete sich zur Abendmahlzeit in der großen Stube.

Hermine trieb es hinaus, ehe sie sich setzte. Sie umschritt im Garten ein Rondell. O, zu der Dunkelheit dieser erstickende naßkalte Nebel im ganzen Tal bis in den Himmel hinein!

Durch das Schlafzimmer wollte ſie zurück. Sie verweilte dort. Viele der Blumen hatte man in Vaſen geſetzt und hierher getragen. Matte Dämmerung von nebenan webte herein. Drüben ſummte das Geſpräch, hier war niemand. Man hatte geraucht, der Qualm verhüllte im Zimmer alles. Über den Treibhausblumen lag er wie ein lebendiger blauer Schleier.

Hermine ging zu den Fenſtern und öffnete ſie.

Nun begann ſich der Rauch zu ziehen und wogte wie die Tiefe eines Meeres. Sie ſtand mitten darin und ſann und bemerkte Fiſche und Drachen von ſeltſamer Form rings umher. Hu, auch draußen wogten die Nebel wie ein grauſiges Meer.

Zum Unglück fielen ihr frühere ſchwere Tage ihres Lebens ein und zum Unglück entdeckte ſie in manchen Umſtänden tieferen Sinn und Vorbedeutung. Welche Mär hatte ſie Eliſabeth doch zuletzt erzählt! Was hatte ſie Hugo Winterlicht am Brunnen geſagt: die drei, mit denen ſie ſpielend ein Hochzeitsmahl gehalten, mit ihnen durfte ſie es jetzt nimmer tun, ſie waren ihr auf immer verloren. Jetzt würde ſie mit Karp das Mahl teilen, und Stöcke ſaßen um den Tiſch.

Sie wäre darüber faſt zuſammengebrochen und hielt ſich am Bettpfoſten.

Bleich ſetzte ſie ſich an die Tafel, wo man ihrer ſchon wartete.

Als die Gläſer zuſammenklirrten, meinte ſie betäubt und ſchwindelig, Silberglocken würden einen vergeſſenen Ton geben, aber das Kriſtall lachte ſo hell wie Geigenmuſik.

Und als Dagott in einer Rede das junge Paar feierte, umſo lauter feierte, weil keine Zeitung ſeine Namen verkünde, und betonte, daß durch das Band der Ehe zwei Bürger feſter an die Stadt gebunden ſein würden, weinte ſie innerlich: „Sie alleſamt wiſſen nicht, woran ſie ſind. Ich muß mich gut hüten. — Hugo — Edwin!“ —

Damit war ihr Leben zu Ende, obwohl ſie erſt nach einem Jahre ſtill verſchied. Zwar hatte ſie ſchon am nächſten Morgen die Torheit ihrer Untergangsgedanken erkannt, aber das Weh, welches mit ihnen verbunden geweſen war, blieb ungemindert ihr in der Bruſt. Der Schmerz um Hugo und Edwin erſtarrte und fraß aus all ihrem Erleben das Mark. Es war ſchlaff, und ſie hatte davon eine Witterung. Sie hatte ſich vorgenommen zu leben, bis die böſe Glut verkohlt wäre, aber die Glut verkohlte nicht, ſonſt wäre ſie nicht ſo früh dahingewelkt. Sie gebar bis zum Tode kein Kind und hoffte nicht, noch jemand zu lieben. Erzählte Karp, der doch nicht geliebte, jetzt vom möglichen Zuſammenſtoß eines Kometen mit der Erde, ſo fürchtete ſie ſich. Sie iſt durch manche bunten Tage hindurch-

gegangen, aber nur wie durch leiſe Zimmer, in denen Kränze von kleinen Flittern aufgehängt ſind und kleine wehende Lichter, anmutig gereiht, mit geringen Finſterniſſen und Dämmerungen ſpielen, wo jedoch die Menſchen ſchlafen oder ſtumm ſind: hinter keiner Tür ward ihr Auge geblendet, hinter keiner fand ſie eine endliche Ewigkeit. Ihre Kräfte faßten ſich nie mehr berauſchend zuſammen und ſegneten ſie mit dunklem Segen. Die Stärke ihrer Seele bröckelte ab wie morſches Weidenholz. Zuletzt ſah ſie nur noch mit inniger Rührung aus ihrem leichenbleich umrahmten Fenſter ſchrägüber dem Kirchhof, wie die Spätſonne gezogen kam bis an die Pappel neben dem Grabe ihrer kleinen Freundin und oben zwiſchen den beiden Hauptäſten glitzernd ruhte wie zwiſchen zwei flehend erhobenen zitternden Armen. Aber der Schein blendete ſie. Als die Bewegung des Laubes raſchelnder und ſeine Farbe rot wurde, gedachte ſie zweier Michaelistage ihres Lebens, und es ſenkte ſich auf ſie wie ein Alp. Sie ſchüttelte den Kopf und dachte ſich: „Daß ich Keule oder Morgenſtern führen könnte!“ Dann verſchloß ſie ſich wochenlang mit einer Handarbeit; ſie häkelte, ihren frierenden Körper zu ſchützen, einen Kragen, den ſie vor Brüten trotz mehrfachen Aufdröſelns völlig verdarb. Und ſie fror weiter, bis der Froſt in ein Fieber überſchlug. Lange hörte ſie leiſe Glocken gehen, lächelte, ſah auf ihre Hände

— weiß! taſtete über ihre Glieder, die ſich wohltuend anfühlten wie weißer Sammt, begann plötzlich zu zittern, als fürchte ſich ſich, richtete ſich ſtarr in die Höhe, als wolle ſie fliehen, ſchrie auf und fiel, als wären alle ihre Glieder zerſchlagen, tot in die Kiſſen zurück. So ging das Sonntagskind hin . . .

Ende

Druck von Wilhelm Hecker in Gräfenhainichen.

Hermann Hesse

Peter Camenzind. Roman. 38. Aufl. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Unterm Rad. Roman. 15. Aufl. Geh. 3.50 Mk., geb. 4.50 Mk.

„Peter Camenzind": Es ist ein köstliches, lebensstarkes Buch, eines von den Büchern, die, nachdem wir sie gelesen, eine stille Gewalt über unsere Seelen üben. Diese Schöpfung von Hesse ist so reich und meist auch von so reifer Kunst, daß sie dem Besten, was seine Landsleute Keller und Meyer geschaffen haben, an die Seite gestellt werden darf.

(Der Tag, Berlin)

„Unterm Rad": Es ist dieser Roman ein gutes, tiefes, starkes Buch, geläuterter noch als der „Camenzind", von einer tüchtigen Männlichkeit durchweht, eine Wohltat für den, der ihn liest, treuherzig, überzeugend, von lebhaftem, heißem Natursinn kündend, frei von ästhetischer Kränkelei — ein klares Schwabenbuch, ein durch und durch deutscher Roman.

(Münchener Neueste Nachrichten)

Friedrich Huch

Geschwister. Roman. 2. Aufl. Geh. 3.50 Mk., geb. 4.50 Mk.
Wandlungen. Roman. 2. Aufl. Geh. 2.50 Mk., geb. 3.50 Mk.

„Geschwister": Ein voller, inniger Kultus der Schönheit geht durch das ganze Werk, aus jeder Zeile spricht die tiefe Empfindung des Dichters, dessen Wesen reine Harmonie offenbart. Es tut unendlich wohl, einem solchen Geiste zu begegnen und seinen wohlgegliederten Sätzen zu lauschen.

(Allgemeine Zeitung, München)

„Geschwister": Es ist unmöglich, den Eindruck, den dieses seltsame Buch macht, in trockenen Worten wiederzugeben. Es ist zart, duftig und stimmungsvoll wie ein Gedicht.

(Neue Züricher Zeitung)

E. v. Keyserling

Beate und Mareile. Roman. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Schwüle Tage. Novellen. Geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

„Beate und Mareile": Diese elegante Schloßgeschichte, ein sparsam, aber virtuos getöntes distinguiertes Aquarell, ist berückend in ihrer anspruchslosen Selbstverständlichkeit. Könnte man diese kondensierte, weltmännisch überlegene und dichterisch beseelte Geschichte — etwa in Pastillenform wie ein Medikament verabreichen, wäre die Anämie der deutschen Produktion behoben. (Wiener Abendpost)

„Beate und Mareile" ist das Werk einer vornehmen, im Psychologischen wunderbar feinfühligen, mit scharfer Beobachtungsgabe und künstlerischer Konzentrationsfähigkeit ausgerüsteten Begabung. (Das literarische Echo)

George Meredith

Richard Feverel. Roman. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.
Der Egoist. Roman. Geh. 6 Mk., geb. 7.50 Mk.

„Richard Feverel": Der Roman ist reich an Begebenheiten und glänzend beobachteten und gezeichneten Charakterbildern, unter denen sich namentlich Frauengestalten von rührender Schönheit und warmblütiger Leibhaftigkeit befinden. (Königsberger Allgemeine Zeitung)

„Der Egoist": Ein künstlerischer Geist von unerschöpflicher Fülle greift hier in das Leben und zeigt es uns an dem kleinen Ausschnitte nur einer Familie, aber welch einen Strom von Bewegung weiß er auf diesem engen Hintergrunde zu entfesseln. Esprit, Satire, Humor, eine glänzende Fülle tiefer Lebensweisheit entstürzt seinem funkelnden Geiste und umhüllt und umspielt seine Gestalten, daß man zuletzt kaum mehr weiß, durch welche seiner künstlerischen Qualitäten dieser Philosoph und Dichter unsere Bewunderung am stärksten fesselt. (Freistatt, München)

Thomas Mann

Buddenbrooks. Roman. 37. Aufl. Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.
Tristan. Novellen. 6. Aufl. Geh. 3.50 Mk., geb. 4.50 Mk.
Fiorenza. Drei Akte. 2. Aufl. Geh. 2.50 Mk., geb. 3.50 Mk.

„Buddenbrooks": Dieser Roman bleibt ein unzerstörbares Buch. Er wird wachsen mit der Zeit und noch von vielen Generationen gelesen werden; eines jener Kunstwerke, die wirklich über Tag und Zeitalter erhaben sind, die nicht im Sturm mit sich fortreißen, aber mit sanfter Überredung allmählich und unwiderstehlich überwältigen. (Berliner Tageblatt)

„Tristan": Hält man den Tristan-Band mit den „Buddenbrooks" zusammen, so hat man eine Verheißung für die Zukunft, deren sich unser Volk wohl freuen kann. (Hannoverscher Courier)

Jakob Wassermann

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs. Roman. 9. Auflage. Geh. 6 Mk., geb. 7.50 Mk.
Alexander in Babylon. Roman. 3. Aufl. Geh. 3.50, geb. 4.50.

„Alexander in Babylon": Wassermann hat mit dieser Krankheitsgeschichte eines Riesengeistes ein Kunstwerk geschaffen, das weit hinausragt über die meisten historischen Romane alten Stils. (Kreuzzeitung, Berlin)

„Die Geschichte der jungen Renate Fuchs": Jedes große, befreiende Buch muß ein Buch der Erlösung und der Wiedergeburt sein. Dies ist ein Buch von der Erlösung der Frauen, „die alten sinnlichen Vorurteilen zu mißtrauen beginnen, die ihr Schicksal, ihr Frauenschicksal erleben und nicht länger leibeigen sein wollen". — Seit dem „Grünen Heinrich" Kellers ist in deutscher Sprache kein so interessanter und tiefsinniger Roman erschienen. (Die Zukunft)

Hermann Stehr

Leonore Griebel. Roman. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Der begrabene Gott. Roman. 2. Aufl. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

„Der begrabene Gott": Wieder hat der einsame Lehrer im unbekannten schlesischen Dorfe ein Werk geschaffen, düster, tiefaufwühlend, von gewaltiger Tragik; wieder zeugt dieser neue Roman von dem Seherblick des Psychologen, der mit unheimlicher Notwendigkeit Charakter und Schicksale seiner Personen ineinander flicht, unerbittlich bis zur letzten erschütternden Katastrophe. . . . Die Sprache ist von einer seltsamen Glut; es klingt zwischen den Zeilen wie verhaltenes Schluchzen und man fühlt von Anfang bis Ende die starke und grenzenlose Liebe und Achtung, mit der der Dichter allem Hohen und Tiefen der Menschenseele nachspürt. (Bremer Bürgerzeitung)

Emil Strauß

Der Engelwirt. Eine Schwabengeschichte. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Freund Hein. Roman. 16. Auflage. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.
Kreuzungen. Roman. 6. Auflage. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Vielleicht war Straußens voriger Roman, der „Freund Hein", packender, vielleicht griff dies wahrhaft bedeutende Buch uns stärker und unmittelbarer ans Herz, weil es unmittelbarer aus eines echten Dichters tiefem Herzen kam. Ein Kunstwerk, ein ganzes, rundes, sind darum die „Kreuzungen", die Strauß nun folgen ließ, nicht minder; sie sind vielleicht in eigentlichstem Sinne mehr noch Kunstwerk, als „Freund Hein", insofern gerade in ihnen eine völlig ausgeglichene, zielbewußt in sich ruhende objektive Gestaltungskraft bewunderungswürdig zutage tritt... Reifer noch geworden denn zuvor, steht Strauß jetzt beinahe goethisch über seinem Stoff; reifer nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch läßt er nun auch stärker jenen heimatlichen, souveränen Humor hervortreten, der in gelegentlichen Lichtern schon im „Freund Hein" aufblitzte. (Hamburger Fremdenblatt)

Princeton University Library
32101 066911528

Photomount
Pamphlet
Binder
Gaylord Bros. Inc.
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN 21, 1908

This Book is Due

P.U.L. Form 2

Digitized by Google